H. lit. u.
265.

<36606370450015

<36606370450015

Bayer. Staatsbibliothek

Der
allezeit-fertige Schriftsteller.

Oder

kurze, doch gründliche Anweisung,

wie man

mit dem möglich-kleinsten Aufwande

von Genie und Wissenschaft

ein

großer und fruchtbarer Schriftsteller

werden könne:

erläutert

durch die ausgesuchtesten Beyspiele aus den aller-neuesten teutschen Schriftsteller-werken:

zu Nuz und Frommen

des schreibenden, urtheilenden und lesenden Publikums teutscher Nazion

ans Licht gestellt.

Berlin, 1797,
bey Johann Georg Langhoff.

R
626 73:

Ars breuis: vita longa.

zu Teutsch:

Wir haben nicht viel Zeit zum Lernen: aber ein ganzes Leben zum Schreiben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verzeichnis dessen, was in dem „allezeit=fertigen Schriftsteller“ geleistet worden.

	Seite
I. Philosophisch=kritischer Versuch, über die Kunst schlecht zu schreiben, welcher die allgemeinen Regeln dieser Kunst enthält	1 — 53
II. Kurze, doch gründliche Anweisung, wie man ohne Aufwand von Genie und Wissenschaft ein großer und fruchtbarer Schriftsteller werden könne: welche die besondern Regeln für jede beliebteste Gattung der Schriftstellerey vorträgt: namentlich für	
Gedichte, als da sind	
Oden, Liedchen, Epigramme, Madrigale u. s. f. Trauerspiele, Lustspiele	74 — 106
Nebenher ein wohlmeinendes Gutachten über eines berühmten Musen=Allmanachsherausgebers unverfälschte Gedichte	83 — 106
Romane, und zwar	
Ritter=romane, historische, sentimentalische, komische	106 — 118
Avtobiographien	118 — 131
Reise=beschreibungen	131 — 138
Schriften für Kinder	138 — 143
Uebersezzungen	143 — 144
Philosophie	144 — 155
Predigten	155 — 160
Predigt=Magazine	160 — 162

Seite

Journale . . . . 162 — 165
Taschen-bücher . . . . . 165 — 168
Allmanache . . . . . . 168 — 171
Anweisung zu rezensiren . . . 171 — 180

Feierliche Constituzions-Akte eines neu-zu-errichtenden Rezensenten-Instituts, nebst einem Verzeichnis des dabey anzustellenden Personale . . . . 180 — 204

Zueignungsschrift

an

die Wohledle, Achtbare, und Wohlweise

Buchhändler-Zunft

teutscher Nazion.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wem anders als Ihnen, meine Herren, könnte ich ein Werk zueignen, welches sowohl nach der patriotischen Absicht seines Verfassers, als nach Form und Inhalt, einzig bestimmt ist, den litterarischen Erwerbfleiß, diese große Triebfeder menschlichen Denkens und Handelns in der Welt der Cultur, zu befördern, und denjenigen Handlungszweig, dem Sie Ihre Erfindsamkeit widmen, zu seiner möglichen Vollkommenheit zu erheben; einen Handlungszweig, erfunden nicht von dem gewinnsüchtigen Mercur, sondern von der erhabenen Göttin der Weisheit selbst.

Ich würde eben so ungerecht, als thöricht seyn, wenn ich nicht auch in Ihrem Handel, wie in allen menschlichen Dingen, das Gute von dem Schlechten unterscheiden und jenem vor diesem den Preis geben sollte.

Aber, nicht zu gedenken, daß die Meinungen der Menschen über das, was besonders in Sachen des Wizzes und Geschmacks, gut oder schlecht ist, gar sehr verschieden sind: indem auch hier, wie in Sachen der Religion, oft die Gottheit des einen der Teufel des andern ist, und der Teufel selbst seine Anbeter hat: so vereinigen sich noch viele andere Ursachen, um dem, was die Mäkler-Zunft Ihres Gewerbes, was die Herren Kritiker, Schlecht zu nennen pflegen, den Rang über das Gute zu geben, und das bekannte Wort zu erfüllen: „die ersten werden die lezten, und die lezten werden die ersten seyn."

Denn Sie werden es selbst gestehen müssen, daß von den anderthalb Millionen Reichsthaler, welche durch den Buchhandel in Teutschland alljährlich in Umlauf gebracht werden, eine Million und ein Drittel wenigstens auf schlechte Bücher gerechnet werden können: und daß die Verleger einer „Iphigenie," eines „Don Karlos," „der Geschichte des Abfalls der Niederländer," „der Reisen des Anacharsis," und ähnlicher Werke, kaum erst nach Dezennien eine zweyte Auflage veranstalten können; unterdes die Verleger von den neuesten Ritter- und Geister-Geschichten dem staunenden Kritiker die dritten und vierten Auflagen darbieten, und seine verdammenden Aussprüche über diese Werke ohngefehr eben so behohnlächeln, wie

der glückliche Bösewicht die Drohungen des Gesezzes.

Wenn also der bey weitem größte Theil der Leser in unserm lieben Vaterlande offenbar nur Bücher der leztern Gattung zu verstehen und zu belieben scheint: so kann die Güte schlechter Bücher wohl nicht mehr zweifelhaft seyn; — nicht zweifelhaft weder für die Herren Buchführer, die in der am meisten gesuchten Waare die unfehlbarste Bereicherungsquelle erkennen; noch für die Herren Schriftsteller, die ihren großen Wirkungskreis, Ideen in Umlauf zu bringen, und die Layen-Welt mit Weisheit zu beglükken, nur vermittelst derjenigen Gattung von Geisteswerken, die am meisten gelesen werden, möglichst erweitern und gemeinnüzzig machen können.

Muß es denn aber nicht Ihnen und jedem Beobachter der Fortschritte des menschlichen Geistes auffallen, daß sich unter den Millionen, welche ihre fertige Feder für die Presse benezten, bis dahin noch niemand gefunden, der den glücklichen Gedanken faßte, oder sich von seinem Verleger einhauchen ließ, die allgemein-getriebenste der Künste, die Kunst, schlechte Bücher zu machen, auf bestimmte Regeln zurückzuführen, und seine Sichel in das glücklichst-bearbeitete und furchtbarste Feld litterarischer Betriebsamkeit zu tragen? Muß es nicht auffallen,

daß wir bey so vielen vortreflichen Anweisungen, gut zu schreiben, deren sich unsere Litteratur in den Theorien und andern rhetorischen Werken über den Styl von der Hand geschickter Rede-Künstler rühmt, noch keine — ich will nicht sagen vortrefliche — sondern auch nur überhaupt eine Anweisung schlecht zu schreiben, aufzeigen können?

Aber der Mensch ist sich in seinen Fehlern, wie in seinen Tugenden, überall gleich. Auch in der gelehrten Welt so wie in der moralischen überhaupt, ist das Glänzende, Auffallende, Außerordentliche, eher der Gegenstand seines Bemerkens und Strebens, als das Gewöhnliche und Gemeinnüzzige. Der große Naturforscher Buffon beschreibt die ausländischen Thiere, einen Elephanten, einen Tiger, weit richtiger, als die Schaafe und Ziegen, die an den Ufern der Seine weiden: und unsre Gärtner verstanden schon seit vielen Jahren die Kunst, die beste Ananas zu ziehen: aber erst mit der Michaelis-Messe des vorigen Jahrs hat ein patriotischer Oekonom sie gelehrt, die beste Gattung Kartoffeln zu ziehen und zu vervielfältigen.

An welcher von beiden Künsten uns in unserm Klima am meisten gelegen ist, erhellet von selbst: aber die Theorie der gemeinnüzzigen Kunst war also auch hier die viel spätere.

Die Engel, die Garven, die Eschenburge, die Morizze, lehrten die Schriftsteller Ananasse ziehen!

Endlich hat sich (und dies geziemte einem Jahrhundert, das sich durch so viel Neues und Großes auszeichnet) auch ein Mann gefunden, der allen seinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist (wofern ihm der Himmel von beydem etwas verliehen) aufbietet, alle seine Collectaneen-Hefte bis auf den Grund ausschüttelt, alle seine Gelehrsamkeit erschöpft, um das schreibende Völklein seine — Kartoffeln pflanzen und möglichst vervielfältigen zu lehren.

Und dieser Mann — ich sag' es mit Stolz — bin ich.

In tenui labor; at tenuis non gloria. Virgil.

welches der große Schildknappe des berühmten Ritters von Mancha füglich also verdeutschen würde:

„Meine Rüben blühen für das Vaterland."

oder auch auf eine andre Manier:

„Mein Grauer, der mich trägt, gilt mir mehr, als zehn Prunkschimmel."

Denn mit nichts Geringerem, als einem für das Ganze der Schriftstellerey wichtigen Werke glaube ich das große Pantheon teutscher Litteratur, den Leipziger Meßkatalogen von Ostern 1797, zu schmükken, indem ich demselben die merkwürdige Schrift einverleibe, die ich hier einer Hochedlen, Hochachtbaren und Wohl-

weisen Buchhändler-Zunft teutscher Nazion vorlege, nemlich: „den allezeit fertigen Schriftsteller;“ oder: „Kurze, doch gründliche Anweisung, wie man mit dem möglich-kleinsten Aufwande von Genie und Wissenschaft ein großer und fruchtbarer Schriftsteller werden könne, erläutert durch die ausgesuchtesten Beispiele aus den allerneuesten teutschen Schriftsteller-Werken, zu Nuz und Frommen des schreibenden, urtheilenden und lesenden Publikums ans Licht gestellt.“ *)

Dieser Titel, so wie noch mehr der Inhalt des Werks, wird meine Herren überzeugen, daß der Ausdruck „schlechte Bücher,“ und eben so auch die erste Abhandlung in dem Werk „philosophisch-kritischer Versuch, über die Kunst schlecht zu schreiben,“ Sie keineswegs abschrekken darf, mein Buch zu genehmigen, und das Wagestück, dem ich meine besten Kräfte widme, zu billigen.

---

*) Da ein großer Theil der Herren Schriftsteller gewöhnlich eher schreiben, als sie ihre Urtheilskraft geübt, und eher urtheilen, als sie gelesen, das heißt, gelernt, und ihren Geist mit mannigfaltigen Kenntnissen bereichert haben: so habe ich billig auch in der Eintheilung des litterarischen Publikums diese Ordnung beibehalten.

Wer, wie der Titel dieser Schrift unmisverstehbar besagt, die Schriftsteller lehrt, „wie sie mit dem möglich-kleinsten Aufwande von Genie und Wissenschaft in den verschiedenartigsten Fächern der Kunst, zu schreiben, viel und vieles (multum et multa) leisten können“; dessen Werk ist offenbar von nicht geringerer Wichtigkeit und verbreiteterm Einflus für das Ganze der Schriftstellerey, als die Erfindungen von Dresch-, Spinn- und Feuer-Maschinen für den Akkerbau, Handel und Bergbau sind; Erfindungen, auf welche man, wie bekannt, in allen wohl-eingerichteten Staaten ansehnliche Prämien gesetzt hat: indem dadurch die menschliche Industrie auf den höchsten Gipfel geführt, und durch die möglich-kleinste Summe von Kräften die möglich-gröste Summe von Wirkungen hervorgebracht wird.

Legen Sie die Hand aufs Herz, und sagen Sie: ob Sie in allen Leipziger Meßkatalogen, auch bey der sorgfältigsten Prüfung, die Sie Ihre Herren Correctoren anstellen lassen, ein Werk finden können, welches an Wichtigkeit und gemeinnüzziger Brauchbarkeit für die gesammte Litteratur, und, insbesondere auch für Ihren Handel, mit dem meinigen zu vergleichen wäre? Denn diese Anweisung lehrt, mit andern Worten, nichts geringeres, als „schriftstellerische Werke in jeder allerneuesten und be-

liebtesten Mode-Form mit der möglich-kleinsten Anstrengung von Kräften, und in der möglich-kleinsten Zeit, zu verfertigen."

Gewiß muß das Werk selbst, aus diesem Gesichtspunkt (dem einzig-wahren) angesehen, Ihnen nur desto werther und willkommener seyn.

Wollte ich die geistreichen Erfinder der neuen Gährungs-, Distillir- und Befruchtungs-Mittel, die in den Hamburger und Berliner Zeitungen in solcher Menge angekündigt werden, daß jede neueste Erfindung dieser Art mit dem nächsten Zeitungsbogen schon eine alte wird, nachahmen: so hätte ich mein Werk füglich „allgemeines Bereicherungsmittel für Schriftsteller und Buchhändler" überschreiben können. Aber so angemessen auch dieser Titel ist, so schien er mir doch, theils wegen der mir angebornen Bescheidenheit, theils wegen der großen und edlen Zwekke, die ich durch die Abfassung und Herausgabe meines Werks beabsichte, zu hochtönend und zu poetisch.

Darf ich aber nun noch zweifeln, daß Sie das gemeinnüzzigste Werk einer patriotischen Feder, welches ich hier an dem Altar der teutschen Litteratur niederlege, daß Sie diesen „immer-fertigen Schriftsteller" Ihrem patriotischen Eifer werden empfohlen seyn lassen?

Wenn Sie auch dem allerneuesten Moral-System des kategorischen Imperativs nicht zugethan wären; (wie denn die Herren Schriftsteller die Moral der Herren Buchhändler einer gewissen — gar nicht kategorischen — Unreinheit bezüchtigen wollen, eine Beschuldigung, welche Herr Buchhändler Nikolai durch seine öffentliche Erklärung gegen die Kantische Moral, leider! mehr bestättigt, als widerlegt zu haben scheint): so müßte Sie Ihr eigener Vortheil, dieser bindendste Ring in der moralischen Schlußkette aller Söhne Merkurs, antreiben, den Umtrieb meines Werks, der mir beynahe so innig am Herzen liegt, als das Honorar selbst, eifrigst zu befördern.

Sie werden also (das hoffe ich zu Ihrem Edelmuth nicht weniger, als zu Ihrer Selbstliebe; und darum ersuche ich Sie hiemit öffentlich in dieser feierlichen Zueignungsschrift) zur Verbreitung meiner Schrift keinen der vielen und erprobten Kunstgriffe unversucht lassen, wodurch die erfahrensten unter Ihnen ihren Verlagsartikeln eine vortheilhafte Celebrität und vermittelst dieser eine günstige Abnahme bey dem Lesepublikum, ja was von dieser sonst noch etwas verschieden, obgleich Ihnen weniger interessant seyn dürfte, eine günstige Aufnahme bey den Kritikern, zu verschaffen pflegen.

Sie werden mein Werk nie anders, als mit einem lobpreisenden Anschlagzettel, bald in größerer, bald in kleinerer Form versehen, an den bewußten litterarischen Marktpfählen der Intelligenzblätter, der Journale u. s. f. feilbieten: sie werden die Leser der Hamburger und Berliner Zeitungen nichts als Gutes und Ehrenvolles davon lesen lassen: sie werden es, noch ehe irgend eine Rezension davon etwas erwähnt, mit Anführung der Nummer und des Blatts der gelehrten Zeitung, und mit den eigenen Worten des Rezensenten, „als sehr vortheilhaft beurtheilt, und dem litterarischen Publikum zu allgemeiner Beherzigung empfohlen," erklären: sie werden diesen oder jenen, Ihnen persönlich bekannten Rezensenten — Sie wissen, wie? — dafür gewinnen: sie werden dem einen oder andern, besonders trägen, unter diesem kritischen Volk, die Mühe, das Werk selbst zu lesen und sein Urtheil davon niederzuschreiben, dadurch ersparen, daß sie ihm die (in der geheimen Beylage AB befindlichen) Rezensionen von meiner (des Verfassers) eigner Hand gütigst übersenden. Ich habe diese Rezensionen, obgleich alle, wie billig, lobpreisend, dennoch in verschiedenem Styl abgefaßt: einige im schlichten, andere im erhabenen, einige im trockenen, andere im blumen-reichen, und sie können daher Rezensenten von

der verschiedensten Denk- und Schreibart untergeschoben werden. Ueberdem haben sie, wie alle Selbstbeurtheilungen, den wesentlichen Vorzug vor Rezensionen von fremder Hand, daß der Abfasser derselben das beurtheilte Buch *gelesen*, und *ganz gelesen*: welches, wie bekannt, bey andern Rezensionen *nur selten* der Fall ist.

Sie werden mein Werk wegen seiner *ausgezeichneten*, unvergleichlichen Brauchbarkeit für Ihren Handel, an die Thüren Ihrer Laden anhängen, so wie die Gastwirthe auf dem Lande und in kleinen Städten *die Königlichen* Mandate an die Stubenthüren zu heften pflegen.

Sie werden endlich (und in diesem Einen hoff' ich alles gesagt zu haben) meine Schrift ein ieder als seinen eigenen Verlagsartikel betrachten.

Selbst den *Nachdruck* des Werkes würde ich, wofern mein nunmehriger Herr Verleger nicht ganz dawider seyn sollte, aus eben so *gemeinnüzzigen Absichten*, als einige deutsche Fürsten den Nachdruck der Bücher überhaupt in ihren Ländern gestatten, nemlich, um Weisheit und Kenntnisse jeder Art desto schneller und wohlfeiler unter dem Volk zu verbreiten, nicht ungern sehen.

Die herrlichen Vortheile, welche aus der mit diesem Eifer betriebenen Verbreitung meines Werks un-

fehlbar zu erwarten stehen, sind unabsehlich. Ein großer Theil derer, die bis dahin von Dinte, Feder und Papier noch nicht den möglich-gemeinnüzzigsten und für sie selbst gewinnvollsten Gebrauch zu machen wußten, wird durch die sorgfältige Anwendung dieser sehr leichten Regeln in den Stand gesetzt werden, die gelehrte Welt mit Schriften zu bereichern: jeder Autor, dem die Springquelle der Erfindung ausgetrocknet war, wird, vermittelst unserer Anweisung, neue Wasser-Adern entdekken: jede, durch Rezensenten-Rüge gelähmte, Schreiber-Hand wird, bey dem Anblick dieses Werkleins, zu der alten Fertigkeit belebt und gleichsam verjüngt werden.

Ihre ehelichen Bettgenossen, meine Herren, werden Ihnen Romane mit und ohne Liebe, Ihre Töchter Lustspiele, Ihre Söhne „neue Werther", Ihre Handlungsdiener Schauspiele, Ihre Packknechte werden Ihnen Volksschriften liefern: und Sie selbst vielleicht werden (was einige schon durch einen natürlichen merkantilischen Instinkt, ihre Waare zu loben, thun) Rezensionen Ihrer eigenen Verlagsartikel schreiben.

Ja! die allgemeinste Eintheilung des menschlichen Geschlechts wird die in Lesende und in Schreibende seyn.

Welche Vortheile! welches Heil der Menschheit!

Könnten Sie unedel, könnten Sie uneigennüzzig genug denken, „den immer-fertigen Schriftsteller" Ihrer besten Vorsorge nicht empfohlen seyn zu lassen?

Der Herr Verleger dieses Werks, der sich ohnlängst nur in die litterarische Hebammen-zunft aufnehmen lassen, giebt, durch den Verlag desselben, der gelehrten Welt ein in seiner Art einziges Unterpfand von der Güte und Gemeinnüzzigkeit aller seiner künftigen Verlagsartikel.

Ex ungue leonem.

Ich selbst habe, aus brennendem Eifer für das Wohl der Menschheit, mit einem wesentlichen Abzug an dem gewiß mühsam-verdienten Honorar, dem Herrn Verleger ausdrücklich aufgetragen, eine ansehnliche Summe von Exemplaren an amtlose Candidaten, reisende Gelehrten, wandernde Schriftsteller, ausgepfiffene Schauspieler und verunglückte Comtoirbediente (denn Leutchen dieser Gattung sind, wie bekannt, die Verfasser eines großen Theils unser allerneuesten Romane, Gedichte, Schauspiele, Reisebeschreibungen, Avtobiographien u. s. f.) umsonst auszutheilen: weil ihnen „der immerfertige Schriftsteller" gewiß das allerwohlthätigste Viatikum seyn wird: ein Viatikum, wodurch sie zugleich in den Stand gesetzt werden, einen edlen Pfennig (vermittelst der nach unsern Regeln angefertigten Schriften) auf den

Altar des teutschen Vaterlandes, ja der ganzen Menschheit, niederzulegen.

Ich schmeichele mir, meine große Hofnungen auf Ihren Patriotismus nicht getäuscht zu sehen, und zeichne mich mit der schuldigsten Hochachtung,

der

Wohledlen, Wohlachtbaren und Wohlweisen

Buchhändler-Zunft teutscher Nazion

Graphopolis, im Heumonat*) 1796.

allezeit-fertiger Schriftsteller, Eigenthümer und Commissionair der mannigfaltigsten Sorten von Manuscripten über jede Materie und in jeder beliebigen Form.

---

*) In der Schrift selbst werden unter andern auch Lese-Bibliotheken Heumagazine genannt. Sapienti sat. Auch ward dies Werklein grade im Heumonat geschrieben.

Vorrede

des Verfassers.

Gott, die Sonne, Könige, und satyrische Schriftsteller, sind unter allen Gegenständen, an welchen die menschliche Zunge sich übt, am meisten der Verleumdung ausgesezt: und die erstern drey handeln daher sehr weise, daß sie von allen den Vorwürfen, Kritiken und Lästerungen, welche über sie ausgegossen werden, keine Kunde nehmen. Satyriker hingegen pflegen die über sie ergangene Verleumdungen nur durch eine so viel bittrere Lauge zu erwiedern, die sie den Narren und Buben auf die Köpfe gießen.

X

Der Verfasser dieses Werkleins ist weit entfernt, eine solche Rache oder Rache überhaupt zu nehmen an denjenigen, die es gewagt, wegen vorgegebener allerhand tükkischen Bewegungsgründe ihn vor den Ohren eines ehrsamen Publikums anzuschwärzen.

Doch kann er nicht umhin, hier, zur Berichtigung gewisser gangbar gewordenen Vorstellungen über Stand und Namen des Verfassers der moralisch-philosophisch-kritisch-poetischen Versuche, die mit dem Namen Gottschalk Nekker an der Stirn im Druck erschienen, ein paar Worte zu verlieren: und zwar einzig deswegen, weil jene Verleumdungen einen Mann betreffen, den er als einen sehr unbescholtenen Charakter zu kennen die Ehre hat: obgleich der Verfasser dieses Werkleins vielleicht selbst nicht das Glück hat, von diesem Mann gekannt zu werden.

Man hat nemlich die genannten Versuche einem gewissen Geistlichen an dem Ort, wo dieses Werk gedruckt erscheint, in die Schue schieben wollen: ohngeachtet geistliche Schue, wie jedermänniglich bekannt, einen ganz andern als satyrischen Zuschnitt haben.

Zwar soll es, wie seit der Erscheinung der aristotelischen Poetik unter den Herren Aesthetikern verlautet, gewisse Satyren geben, die man als den zweyten Theil der Moral, mithin auch jeder Predigt (die gewissermaßen wenigstens eine moralische Rede ist) ansehen kann: wenn es gleich, aus sehr gegründeten Ursachen, nie Sitte war, und auch nie Sitte werden muß, einen solchen zweyten Theil einer Predigt anders als jenseits der Kirchen-

thüren herzusagen. Noch mehr. Alte und neue Schrift-erklärer haben sogar viele Stellen in den canonischen Büchern Salomo's, in den Propheten, in den Büchern Mosis, in den Psalmen, in den Reden des Heiligen des Evangelii selbst, angezeichnet, in welchen unwidersprechlich Satyre herrscht: und einige, übrigens nicht unberühmte, theologische Moral-philosophen haben daraus den Schluß gezogen, daß Gott den Menschen durch diese und ähnliche Stellen in seinem Wort einen Wink geben wollen, die Satyre als ein heilsames Gätungsmittel der Thorheit und des Lasters zu brauchen, und, so vielen er ein natürliches Talent dazu verliehen, dasselbe sorgfältigst, nur mit beständiger Rücksicht auf diesen heilsamen moralischen Zweck, zu entwikkeln: indem die etwanigen leicht-vorübergehenden Schmerzen, welche jene moralische Gätung in den Thoren oder Lasterhaften veranlasset, weit entfernt, mit der Menschenliebe des Veranlassers im Widerspruch zu seyn, in dem Getadelten nichts anders bewirken sollen, als eine Reue, die niemand gereuet.

Und endlich. Der Cellische Super-Intendent Jacobi, und der Jenaische Professor Theologiae primarius, Oemler, behaupten in ihren Anweisungen für Prediger: daß ein Geistlicher, auf Religionsspöttereyen und leichtsinnige Einwürfe nicht anders, als mit Wiz und Satyre antworten müsse. (Siehe diese Anweisungen selbst). Folgt hieraus nicht offenbar, daß die genannten frommen Männer Wiz und Satyre zu unerlas-

lichen Pastoral-Tugenden machen? Denn wie kann der Pastor mit Wiz antworten, wenn er keinen hat?

Young! der große Young! der ernste Young! der fromme Young! schrieb Satyren, die ihn, nach des strengen Johnsons Urtheil, wenigstens eben so unsterblich machen, als seine Nachtgedanken.

In der That, der Verfasser kann als Schriftsteller und als Mensch nichts ernstlicher wünschen, als daß die unter seinem Namen herausgekommenen Satyren von der eben beschriebenen Gattung wären.

Wer indessen blos nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit urtheilt; (und was ist unter dem Dämmerlicht des Mondes hienieden für den Menschen mehr als wahrscheinlich?) der wird es sich selbst sagen können, daß ein Geistlicher in unsern Tagen es am allerwenigsten wagen wird, auch nur Satyren dieser Gattung drukken zu lassen. Wenigstens würde zu einem solchen Wagstück eine fast prophetisch-kühne Freymüthigkeit und Parrhesie erfordert, die man von der hektischen Lunge und schwachen Brust unserer neuern geistlichen Redner schwerlich erwarten kann: eine Kühnheit, die offenbar einen gänzlichen Unglauben an Schief-, Flach- und Hohl-Kopfe jeder Gattung voraussezte: welche Art des Unglaubens aber einem Geistlichen unter allen am gefährlichsten werden kann.

Etenim periculosum arbitror, sola innocentia vivere.

Livius.

Auf welche Weise aber dem hier angedeuteten Geistlichen,

— — quem verbis dicere non est, signis perfacile est.
Hor.

eine so schwarze Beschuldigung hat angesprüzt werden können, dürfte, wie bey so vielen andern Verleumdungen, schwerlich zu errathen seyn.

Doch scheinen die ersten vier Buchstaben seines Namens — die vornehmste Ursache davon zu seyn: indem er dieselben mit einem andern hiesigen Geistlichen gemein hat, der, bey der unwidersprechlichen Gemeinverständlichkeit und Erbaulichkeit seines Vortrages für eine große Volksmenge, die ihn hört, gewiß am allerweitsten entfernt ist, die Einfalt des Evangelii mit dem nichtigen Wiz der Welt zu vermengen, *) und den daher ein gewisser, hier sehr bekannter, wizziger Kopf den obgedachten Satyren, als Verfasser, scherzend unterschob: dagegen ein anderer, der die Sache im Ernst deutete, eine Variantem vere Balhornianam daraus machte; indem er die Endsylbe des Namens dieses Geistlichen mit der Endsylbe des erst angedeuteten verwechselt glaubte, demonstrativ hinzufügend: „den lezteren kenne er schon durch einige Gedichte"!

---

*) Wenn in dieser Satyre künftig manches im Scherz gedeutet werden könnte, so huldiget der Verfasser hier der vollen Wahrheit, indem er erklärt: daß der hier angedeutete Mann einer der redlichsten Diener des Wortes ist; denn es ist bekannt, daß derselbe arme Kranken, zu denen er so häufig gerufen wird, allemal sehr thätig und hülfreich unterstüzt, und selten, ohne den frohen Dank einer unglücklichen Familie, nach Hause geht.

So ward also der Unglückliche, durch die lächerlichste Verwechselung der zweyten Sylbe seines Namens, zum Verfasser der Satyren erklärt.

„Wie doch hienieden alles Misverstand ist"!
Göthe im Werther.

Aber schrecklich, schrecklich hat die Unschuld für nicht begangene Sünden gebüßt.

Gleich einem gereizten Bienenschwarm sind die Thoren und Gekken aller Art auf den armen Mann daher gestürzt, und haben ihm seine Nadelstiche mit giftigen Stacheln zurückgegeben!

Ich las sie selbst (der Herr Verleger, dem er sie übersandt, stellte sie mir zu), die Schmäh-briefe, die moralischen Ermahnungen, die geschriebenen und gedruckten, großen und kleinen Verläumdungen, die man ihm deshalb ins Haus geschickt.

Zwölf dieser Billete sind von Berlinischen Tabagien, sechzehn von dito Caffe-coiffe's, zwanzig von Klein-Kantianern, vier und zwanzig von elenden Prosaisten, dreyßig von Dichterlingen, und funfzig von Narren, Thoren und Gekken verschiedenen Alters, Standes und Gewerbes — die sich alle nach der Reihe in seinen Schilderungen nach dem Leben portraitirt glaubten. *)

*) Wirkliche Thatsachen! Siehe in dem Berlinschen Archiv der Zeit die drey Satyren: I. „Berlin, II. die Litaney für das Jahr 1796, und III. Schriftstellereitelkeit und Kleinheit großer Städte.

Wahrlich! die armen Leutchen haben ganz vergessen, daß selbst dem gutherzigsten Publikum mit der reichhaltigsten Gallerie von ihren flachen, nichtssagenden Alltagsgesichtern wenig gedient seyn würde; und daß der Dichter an denselben unglaublich viel hier abschneiden, dort zusezzen, hier erhöhen, dort vertiefen, hier flächer, dort stärker zeichnen muß, ehe er dem Kenner auch nur Einen Blick für sein Gemählde abgewinnen kann: so daß also jeder Geck dem Satyriker ohngefähr nur so sizt, wie einem Michel Angelo ein grimmiges Banditengesicht zu dem Model eines Herkules, des Löwenbezwingers. Grade das Beste, das Treffende in der Darstellung, muß dort der Dichter, hier der Bildhauer, von seiner Erfindung hinzuthun.

So wenig dieser Bandit der Herkules des Bildhauers ist; so wenig ist der Narr in der Satyre des Dichters der auf zwey Füßen herumwandelnde Alltagsgeck.

Demohngeachtet ist es ein unwidersprechlicher Beweis, daß es die Leutchen jückt, wenn sie sich krazzen.

Möge durch die, vermittelst des Jukkens und Krazzens erzeugte, Wunde in ihrem moralischen Menschen alle materia peccans fatua herausfließen! möge das kindische Au-weh! welches der Ausbruch des sündhaften Gährungsstoffes aus ihren kleinen Seelen hervorlockt, eine Reue bewirken, die niemand gereuen, und am wenigsten den moralischen Satyriker, dessen aufgestreutes Salz das Jukken erzeugte, gereuen soll.

* * *

Gleich dem Verbrecher, den, nachdem er selbst die Tortur glücklich überstanden hatte, plözlich die Vorstellung irgend einer unseligen Folge seiner That ergreift, und zum Geständnis bringt, gestehe ich, durch die Verfolgungen der Unschuld zum Bekenntnis gezwungen, hier vor den Ohren des horchenden Publikums, daß in den vier Sylben Gottschalk Nekker kein Selbstlauter und kein Mitlauter erdichtet ist: sondern daß ich in den ersten zwey Sylben meinen wahren Taufnamen, und in den andern meinen, nicht ganz unberühmten, Familiennamen anerkenne.

Ist es nicht sonderbar, ist es nicht einzig in seiner Art, daß das ehrsame Publikum einen nicht ungewöhnlichen Taufnamen, und einen sehr bekannten Familiennamen, beyde mit der harmlosen Unschuld zusammengestellt, mit welcher die Wahrheit Wort an Wort, Sylbe an Sylbe reiht, für erdichtet hält: blos, weil die verhängnisvollen Buchstaben einen gewissen Sinn enthalten können, der dem Inhalt der mit diesem Namen bezeichneten Schriften entspräche?

Ist es hier nicht an dem Publikum in Erfüllung gegangen, wie es dort heißt: „Sie haben Augen und sehen nicht; sie haben Ohren, und hören nicht.?“

In dem „Gottschalk“ hat man einen frommen Schalk, in dem „Nekker“ einen Menschen finden wollen, der die

Thoren an der Kappe zupft: und durch eine solche Deutung hat man denn die moralisch-ernsten Absichten der Satyren selbst zu verkleinern und zu verläumden gesucht.

Aber ich erkläre hiemit feierlich: erstens, daß nicht ich, sondern meine Mutter, mir den ehrwürdigen Namen Gottschalk beygelegt: ich nenne ihn ehrwürdig: weil das Wort Schalk ursprünglich einen braven Mann und treuen Knecht bedeutet: und von seinem angestammten Adel (so wie auch der bürgerliche Adel), nur dadurch ausgeartet und in Misdeutung übergegangen, daß das ursprünglich-edle oft als sehr unedel, und der für brav gehaltene Mann und treu-geglaubte Knecht als Schälke, das heißt, in der Sprache unseres Jahrhunderts, als Schelme erfunden wurden. Und so bedeutet dann „Gottschalk" in dem Sinne, wie meine fromme Mutter mir den Namen beigelegt, „einen rechtschaffenen Mann und Knecht oder Diener Gottes." Hab ich Ursache, meinen Namen nicht zu verhehlen, und mir vielmehr auf die kräftige Bedeutung desselben etwas zu gute zu thun?

Ob nun aber meine Mutter, wie bey Müttern oft der Fall seyn soll, durch einen gewissen Geist der Weissagung getrieben, grade diesen Namen für mich ausgewählt, und mich durch denselben zu dem Geschäft einweihen wollen, zu welchem ich von je her nicht wenig Hang bezeigt: „als ein unbescholtener und unerschrokkener Mann der Thorheit und dem Laster die Fakkel der Wahrheit unter das Auge zu halten, und als ein treuer Knecht

Gottes in seinem, mit Unkraut wild-verwachsenen, Weinberge zu gäten", darüber kann ich, wie über so viele andre Dinge in dem menschlichen Leben, nicht mit Gewißheit entscheiden. Wahrscheinlicher indessen dürfte auch diese eingetroffene Weissagung, gleich vielen andern, erst nach der Erfüllung gemacht, und, nach Art der Exegesen unserer allerneuesten Theologen, der Sinn nicht aus dem Wort heraus, sondern in das Wort hineingetragen worden seyn.

Ich erkläre Zweytens: daß Nekker der ehrenvolle Name meiner Familie ist, mit welchem ich mich in jedem Fall eben so stolz nenne, als die Helden Homers nur immer ihre väterlichen und urväterlichen — iden — nennen hören.

Freilich bin ich ein von seinem glorreichen Urstamme sehr weit abstehender, ziemlich dürrer Zweig: aber fast sollte man's für besser halten, dürr und unfruchtbar zu seyn, als so verderblich zu treiben und zu sprossen, wie mein nach dem unseligen Frankreich einstweilen verpflanzter Urstamm, der berühmte Minister Ludwigs XVI. Nekker.

Grade seit der Zeit, wo mein berühmter großer Ahne, nach so vielen von ganz Europa angestaunten Grosthaten, sich in die melancholische Einsamkeit eines niedrigen Privatlebens zurückziehen mußte, wo er, von dem höchsten Gipfel menschlichen Glücks herabgestürzt, die Tage vertrauert, die er unter den Jubel-rufen Europens hinzubringen bestimmt schien; grade seit der Zeit habe ich be-

sonders angefangen, es für das Beste zu halten, die menschlichen Dinge von der leichteren, minder-wichtigen Seite anzusehen, und in dem Außerordentlichen das Gewöhnliche, in dem Großen das Ziemlich-kleine, in dem Hochgepriesenen das kaum des Nennens werthe, zu erblikken: eine Ansicht der Dinge, bey welcher ich mich nicht ganz übel, bey welcher ich mich wenigstens in jener von den Philosophen so oft empfohlenen Gemüthsstimmung befinde, „nichts unmäßig zu genießen, und nichts unmäßig zu begehren; das Große nicht zu überschäzzen, und das Kleine nicht ganz zu verachten:“ *) eine Gemüthsstimmung, die, scheint es, außer mir, auch noch einigen andern aufrechtgehenden zweybeinigen Wesen nüzlich seyn könnte.

Einstweilen nur, wenn ich meine Gedanken über Menschen und menschliche Dinge, nach dieser Ansicht, niederschreibe, und Thorheit so oft für Weisheit, Unwürdigkeit für Verdienst, Laster für Tugend oder auch umgekehrt, gehalten werden sehe, und die Narren-kappe mit allem ihrem Trödel-werk an Häuptern hängend erblicke, deren Stirne mit dem Namen „Weisheit“ bezeichnet ist, ergreift mich etwas starker Unwille, und Galle mischt sich in das friedliche Naß meiner Feder.

Aber ich strebe aufrichtig (meine Leser können es versichert seyn), diese Galle immer mehr zu verdünnen, und

*) Nil admirari. Horatius.

davon höchstens nur so viel in meine Schilderungen zu mischen, daß, zum Heil gewisser Leute, der Fleck der Thorheit, den ich rüge, nach dem Leben schwarz erscheine.

Der Charakter meiner satyrischen Muse wird immer der seyn, den ein brittischer Dichter so glücklich entworfen hat:

The gay Muse —
who makes the virtuos laugh, the decent jest:
what, tho' she mok, she mok with honest aim,
and laughs each favrite folly into Shame.

Savage.

welches wir, zur richtigern Beurtheilung unseres Werkleins, den teutschen Lesern also übersezzen wollen:

— Das frohe Götter-mädchen lockt
der Tugend selbst ein Lächeln ab, und glättet
des würdevollen Ernstes Stirne.
Sie spottet: aber ihres Spottes Ziel
ist „Sitten-besserung". Sie lacht in Schaam
jedwede Lieblingsthorheit unsrer Zeit.

So viel, obgleich, wie der Leser sieht, wider Willen, von meinem kleinen Selbst und dessen Familien-verhältnissen! (Denn ein Satyriker soll unter allen Schriftstellern am wenigsten von sich selbst, und am allerwenigsten im Ernste, sprechen: indem man nur zu leicht seine Wahrheit für Dichtung, sein Lob für Tadel, seinen Tadel für Lob hält, und ihm seine eigene Lauge ins Gesicht gießet.)

* * *

Damit nun aber das leicht-gläubige Publikum nicht fortfahre, meinen Namen für erdichtet zu halten, und meine Eyer in fremde Nester zu tragen; insbesondere aber, damit man nicht die sehr ernsten Absichten, die ich bey meinen geringfügigen Versuchen bezwecke, durch eine pedantisch-kleinliche Deuteley meines wahren Namens vereitele, und denselben ich weis nicht welchen Anstrich von Leichtsinn gebe: so will ich hiemit öffentlich meinen wahren, misdeutbaren und misgedeuteten Namen dem ernsten Zweck meiner litterarischen Bestimmung zum Opfer bringen, und mir in dieser Schrift, so wie in einigen noch zu erwartenden dieser Gattung, einen solchen beylegen, der den Zweck meiner Sendung unter die Schriftsteller in jedem Vokal und in jedem Consonant spricht: ich will heißen: Ernst Gottschalk Rüger.

Diese Lüge, um der Beförderung der Wahrheit willen, ist gewis die einzige in allen meinen Schriften.

Jeder, der sich auf moralische Größe versteht, wird, hoffentlich, diese Lüge erhaben, und mich selbst, mit einem Horazischen Ausdruck

„splendide mendax"

nennen.

Ich schließe mit der großen Lehre Vater Homers an alle Satyriker:

αφρητωρ, αθεμιστος, ανεστιος, εστιν εκεινος,
ὁς πολεμȣ εραται, επιδημιȣ, οκρυοεντος. Hor.

zu teutsch:

Ohne Geschlecht und Gesez, ohn' eigenen Heerd ist jener,
wer des heimischen Kriegs sich erfreut, des unsäglichen Scheusals.

und mit der Warnung an alle meine Leser:

nil conscire sibi, nulla pallescere culpa. Hor.

zu teutsch:

Sey dir nichts Böses bewust; und erblasse von eigener Schuld nie. *)

---

*) Uebrigens ward der oben angeführte Namen-wechsel, wie auch die Herren Herausgeber des Archivs der Zeit wissen, sogleich nach Erscheinung der ersten Satyre „Berlin“ beschlossen.

I.

Philosophisch-kritischer Versuch

über

die Kunst, schlecht zu schreiben:

welcher

die allgemeinen Regeln dieser Kunst vorträgt.

Prose, zu Versen geschwellt; und Verse, gewässert zu Prose.

Pope.

Da es eben so natürlich, als nothwendig ist, daß, zu einer Zeit, wo von der Hand des großen Königsberger-Philosophen der Vernunft selbst ewig-unüberspringbare Gränzpfähle aufgesteckt worden, alles dasjenige unter Regeln gebracht werde, was bis dahin entweder durch Zufall oder instinctmäßig bearbeitet ward; so ist es uns schon längst aufgefallen, wie es geschehen konnte, daß unter dem zahllosen Heer speculativer Philosophen, welche der Aristoteles am Pregelflus zur Tränke führt, noch niemand sich gefunden, der die Kunst, schlecht zu schreiben, eines ächt-philosophischen Blicks würdigte, um die Bäche des kritischen Ozeans auch in dieses, bis dahin mit natürlicher Kunstlosigkeit bearbeitete, Feld zu leiten, und seinen an sich so ergiebigen Boden noch mehr zu befruchten.

Dies befremdet um so mehr, da wohl unter allen Künsten, von der des Lichtpuzzers in der Komödie an bis zur R—g—s-Kunst hinauf, keine so allgemein und bis zu einem so hohen Grade getrieben wird, als die Kunst, „schlecht zu schreiben."

Jede andre Kunst hat ihre bestimmten Bearbeiter: mag man nun dazu geboren werden, wie z. B. zur R—g—s-Kunst, oder auch dazu gebildet und angelehrt werden, wie z. B. zu allen Handwerken und Geschäften des Lebens.

Aber in Tagen, wie die unsrigen, wo die Dinte als der Gährungsstoff der wichtigsten Revoluzionen in der moralischen, wie in der politischen Welt, angesehen werden muß; wo der Gänsekiel nach und nach der Scepter zu werden scheint, der die Erde beherrscht, und wo die, mehr als päbstliche, Hierarchie des Buchstabens über die Menschheit immer tiefer gegründet, immer allgemeiner verbreitet wird, — in unsern Tagen — wer ist nicht Schriftsteller?

Bald werden wir, in der Gesellschaft, auf den Promenaden, auf der Straße, nie anders, als mit Meusels gelehrtem Teutschland in der Hand erscheinen dürfen, um Jeden, der uns aufstößt, wie es die Regeln der Höflichkeit erfodern, auf die angenehmste Art, das heißt, von seinen eigenen schriftstellerischen Denkmälern, unterhalten zu können.

Beynahe kann man keinen Menschen ein Buch einbinden, oder drukken, oder verkaufen, oder auch nur lesen sehen, ohne den Gedanken damit zu verbinden, daß es vielleicht sein eigenes Machwerk ist, was er da einbindet, druckt, verkauft oder liest.

Welcher Primaner liest einen Roman, ohne einen zu schreiben? Welcher Secundaner einen Musenallmanach, ohne sich von dem göttlichen Musen-feuer bis zur vollen Ausströmung begeistert zu fühlen, und uns in dem nächsten Blumen-gebinde der göttlichen Töchter ein Röslein von seiner Hand duften zu lassen? Welcher Chorschüler hat mit irgend einem Stubenmädchen eine Liebes-intrigüe, engagirt sich beym Theater, dann bey irgend einem neu-Basedowschen Institut, reiset, aus edlem Ueberdruß über die so mühselig-erprobte Unbildsamkeit des menschlichen Geschlechts, nach der Schweiz, und kehrt dann, mit

den auf den Alpengebirgen zerrissenen Schusohlen, nach Teutschland zurück, ohne sein dem werthen teutschen Vaterlande so wichtiges, ihm selbst aber allerwichtigstes, Leben in einigen Bänden zu lesen zu geben? *)

Als wir, noch im Flügelröckchen, in unsrer Fibel zum erstenmal gedruckte Buchstaben sahen, hielten wir den Buchhändler, Buchdrukker, Buchbinder, Büchermacher (Autor), für eine und dieselbe Person. Durch die Gunst des hohen Genius Germaniens, den unsre jungen Oden-Dichterlein so oft und so erhaben apostrophiren, ist es endlich (eine Erhörung, würdig des Gebets und der Betenden!) dahin gediehen, daß jene Verwechselung, die man als kindische Eingeschränktheit zu belächeln pflegt, in Wirklichkeit übergegangen!

Wie manche, zum Theil nicht unberühmte, Schriftsteller zählen wir unter unsern Buchhändlern! obgleich einige Herren Buchhändler ohngefähr auf dieselbe Art Schriftsteller zu werden scheinen, wie schlechte Apotheker noch schlechtere Aerzte werden: indem sie die einst übel-angerichteten Recepte **) der leztern noch übler selbst appliciren.

Von der andern Seite begeben sich einige Schriftsteller vom Buch-machen zum Buch-verkaufen, so wie gewisse Vögel ihre selbstgelegten Eyer essen sollen. Von einigen der jüngst in Buchhändler umgewandelten Schriftsteller möchte man sagen: sie verkaufen die Bücher,

*) Siehe die Fabel eines der allerneuesten avtobiographischen Romane.

**) Man sagt: ein Gastmahl anrichten. Warum denn nicht auch ein Recept anrichten oder bereiten, wie der Apotheker nach Vorschrift des Arztes thut.

wie man Sachen losschlägt, die man selbst nicht brauchen kann.

Aber alle schreibenden Buchhändler und alle Buchhandelnden Schriftsteller läßt der große H...ze in W....s hinter sich, dessen ganzes gelehrtes Waaren-lager aus seinen selbstangefertigten Büchern besteht; ein Waaren-lager, welches er in dem October-Intelligenzblatt 1794 der allgemeinen Litteratur-zeitung mit eigener Hand verzeichnet, und seine bewundernswürdig-unfruchtbare Fruchtbarkeit in der Schriftstellerey dem lieben teutschen Publikum mit keinem geringern Triumph vor Augen gelegt hat, als ein gewisser, an Hand und Fuß lahmer, Mann in Berlin seine kleinen Kuchen auszurufen pflegt; und zwar mit dem Zusaz: „selbstgemacht, selbstgemacht!" welcher Zusaz, durch die völlige Lähmung des guten Männchens an Hand und Fuß, in der That etwas wunderbares und abentheuerliches erhält: wenn wir gleich nicht scharfsinnig genug sind, das Parallel zwischen dem Kuchen-verkäufer und dem scribelnden Buchführer in W....s bis auf die geistige Gliederlähmung des großen Autors auszudehnen; indem diese lezte Art von Lähmung mit einem gewissen spirituellen Zittern begleitet zu seyn scheint, wodurch der gelähmte Geist zu einer desto regsamern Vibrazion und Thätigkeit gereizt wird.

Mit Erstaunen über die Schnelligkeit dieser Vibrazionen, welche die geistige Lähmung in dem Herrn Buchhändler H...ze hervorgebracht, wird man in der besagten Nummer des Intelligenzblattes gewahr, daß derselbe, nach seiner eigenen Berechnung, von dem Jahr 1786 bis 1793, also in einem Raum von sieben Jahren, das teutsche Lesepublikum mit baaren 40 Bänden, sage vierzig Bänden, Romanen von seiner eigenen Mache versorgt hat.

Unerreicht, und unerreichbar von allen Genossen seines Gewerbes und der Autorschaft, steht Herr H...ze da:
parva oohors sequitur. Virgil.

Ein, mehr als die Berliner-monatsschrift gelesenes, hiesiges Journal, wird von einem ehemaligen Corrector herausgegeben und geschrieben.

Der Buchbinder H—e bindet seine selbstverfertigten Gesangbücher.

Ein alter Buchdrukker-geselle in K...g hat sich von seinem bisherigen Gewerbe so wenig Reichthum, aber so viel Geist und Belesenheit gesammelt, daß er seinem kleinen Sohn die Geschichte seiner Wanderung in die Feder dictirt, und seit zwey Jahren von diesem Verlagsartikel seiner eigenen Mache lebt.

Einen jungen Laden-diener in der —schen Buchhandlung finden wir einst sehr emsig, und mit oft-angebissener Feder, schreiben. „Will's mit Ihrer Rechnung heute so gar nicht fort?“ fragen wir ihn. „Hm, Rechnung!“ versezt er mit hoher Nase: „ich schreib' einen neuen Werther für unsre Handlung.“

Man reist nur, um eine Reisebeschreibung herauszugeben: und wenn man das erstemal zu Fuße wandern mußte; so sieht man sich durch das Honorar für die erste Reise in den Stand gesezt, die zweyte mit Extrapost zu machen.

Man liest einzig, um zu schreiben: einige Leute leben so gar nur, um ihr Leben zu schreiben: und so — von ihrem eigenen Leben zu leben.

Kurz: die gelehrte Dinte ist der wahre Balsam Fierabras, der, nach der prophetischen Versicherung des großen Ritters von Mancha, alle Wunden und jede Art von Gebrechen heilen soll. „Wie viel Pfunde dieses

Wunderbalsams braucht man wohl, gestrenger Herr, um mit Weib und Kind davon zu leben?" frägt der ökonomische Sancho Pansa den Ritter: und verspricht schon zum voraus seinem lieben Grauchen, dem er vor Freuden Ohr und Mähne küßt, so bald er das erste Fläschgen Wunderbalsam verkauft haben wird, ihm Rosinen und Mandeln in die Krippe zu schütten.

Grade so — berechnen auch die Pansa's der teutschen Schriftsteller-welt, wie viel des minervalischen Nasses sie wohl ein ganzes Jahr hindurch verbrauchen, um dafür alles das zu haben, was Luther uns in der Katechismus-Erklärung der vierten Bitte unter dem „ἐπιούσιον" (tägliches Brod) verstehen heißt.

Die gelehrte Feuchtigkeit, mit welcher wir vermittelst unserer Federn und Drukker-pressen die Gefilde der Weisheit und der Wissenschaft befruchten, nannten wir das minervalische Naß. Denn wir glauben, daß die Dinte nichts anders ist, als der göttliche Ichor *) der Hauptgeborenen Tochter Jupiters, welcher ihr, der ewigen Jungfrau unter den Bewohnerinnen des Olymps, aus derjenigen Stelle des jungfräulichen Leibes entflossen, durch welche

— — der Erde-gebornen
Sterblichen Söhn' und Töchter ins Leben kriechen.

Denn daraus allein erklären wir uns die laich-artige Befruchtungskraft dieses Wunder-Nasses, welche dasselbe den Federn der Schriftsteller mittheilt; so daß der Göttin der Weisheit Kinder über Kinder (Bücher) geboren werden, wie der Thau aus der Morgen-röthe **),

nati natorum, et qui nascuntur ab illis. Virgil.

---

*) So heißt beym Homer das Blut der unsterblichen Götter.

**) Ein, den morgenländischen Schriftstellern gewöhnliches, Bild mütterlicher Fruchtbarkeit.

Heil den Fausten und Guttenbergen, die Minervens göttlichen Ichor durch die Drukker-pressen zuerst in ewig-rinnende Ampullen aufgefaßt!

Wir übergehen einige andere Eigenthümlichkeiten der weisheit-reichen Feuchtigkeit, auf welche uns der eben-erklärte mythologische Ursprung derselben, durch ihre Aehnlichkeit mit einer gewissen andern, (so viel hier das Göttergeschlecht mit den Töchtern der Sterblichen gemein haben mag) gar leicht führen könnte: Eigenthümlichkeiten, die in den Werken schlechter Schriftsteller vorzüglich spürbar, und keineswegs gemacht sind, dem Geschmack und Geruch der Rede-Kenner und Rede-Künstler zu schmeicheln.

Doch, wir wollen über diesen Gegenstand unsre Feder nicht tiefer eintauchen.

Lassen wir also —

jeglichen Esel in Ruhe die Disteln verzehren, die seinem zärtlichen Gaum behagen, und jedem wühlenden Käfer duften das Häufchen, in welchem er wühlt!

und erwähnen ein thatsächliches Beyspiel von der wundervollen Befruchtungs-kraft des Ichors der großen Götter-Tochter!

Zwey nahmhafte Schriftsteller, deren einer nunmehr schon in die Gefilde der ewigen Finger- und Glieder-erstarrung hinüber geschlummert, schrieben, zu gleicher Zeit, jeder sein Leben. Beyde mußten, mit Einer und derselben Messe, aufhören, weiter zu schreiben, weil sie noch nicht weiter gelebt hatten.

Aber — o Wundergabe der Musen, die ihren Schüzlingen zu rechter Zeit Stoff herbeyzuschaffen wissen! der eine der genannten Autobiographen verliebte sich in ein Mädchen, mit welchem sein Bruder im Apoll schon lange

eine petite affaire de coeur gehabt, und auf welche dieser in dem zweyten Theil seiner Lebensgeschichte einige mehr als petrarchische Sonnette zu lesen gegeben hatte. Der neue Liebhaber raubt dem alten das goldene Vließ vor der Nase weg. Und nun schreibt der Verlassene die Geschichte der Untreue seines Kätchens, und seiner psychologisch-ästhetischen Empfindungen während dieser tragischen Katastrophe, als den dritten Theil seiner Biographie: so wie der glückliche Neben-buhler die Geschichte seiner platonischen, sieggekrönten Liebschaft mit allen ihren hohen Wonnen und süßen Wehen von dem ersten Blick

„in die blaue Fluth des Auges seiner Theuren"

bis zur Hochzeitsnacht, als den vierten Band seines merkwürdigen Lebens, in den Zeitungen angekündiget hatte; welches aber die grausame Parze, noch eh' ers ganz beschrieb, endete.

Aber — neue Wunder der Musen! — Kätchen verweinte nicht

„die blaue Fluth ihrer schönen Augen"

bey der Urne des todten Liebhabers, sondern kehrte in die Arme des lebendigen zurück, dem sie zugleich die Handschrift des Verstorbenen, als ihre einzige Mitgift, zubrachte: und dieser arbeitet so eben an dem vierten Theil seines eigenen Lebens, in welchem er die Geschichte des Verstorbenen, blos mit Veränderung der Namen, auf sich anwendet, und dann noch Stoff zu einem fünften Bande übrig behält, in welchem er sich vorgesezt hat, dem teutschen Publikum die rührende Geschichte seiner Wiederaussöhnung mit dem einst treulosen Kätchen zu erzählen.

Diese wörtlich-wahre Thatsache kann, mutatis mutandis, als die Geschichte desjenigen Evoluzions-

systems angesehen werden, nach welchem sich ein großer Theil teutscher Schriftsteller-werke, besonders in dem Fach der Gedichte, Romane, Avtobiographien, Reisebeschreibungen, Journale, mit polypenartiger Fruchtbarkeit bis ins Unabsehbare eins aus dem andern erzeugen, so daß aus der von der mordenden Hand irgend eines Recensenten entstandenen Fäulnis ungelesener Bände auf den Kirch-höfen der Weisheit, Buchhandlungen genannt, wie aus todten Thier-Körpern Würmer und Fliegen, immer neue und neue Bände hervorgehen, und, gleich der ägyptischen Plage der bösartigen Fliegen, die Lese-welt ängstigen.

Die ganze (in der That sehr kleine und einfache) Masse von Ideen und Empfindungen, die in der Lese-welt herrschen, gleicht den schaalen und wässerigten Getränken schlechter Apotheker: indem jene von den Schriftstellern, wie diese von den verdorbenen Söhnen des Galenus, nur aus einem Glase in das andere gegossen, mit frischem Wasser versezt, höchstens durch irgend eine leicht-bereitete Zuthat nach dem gangbarsten Recept auf eine neue Manier saft- und kraftlos gemacht werden.

Nun lege die Hand aufs Herz, geliebtes teutsches Publikum; und frage dich ohne Selbsttäuschung, ob du der Geck der Schriftsteller bist!

Discite, scriptores, periturae parcere chartae
exemplis tantis! Juvenal.

Da wir bey unserer philosophisch-kritischen Abhandlung Leser voraussezzen müssen, die durch die allerneueste Philosophie zu haarscharfer Bestimmtheit der Begriffe gewöhnt sind: so werden sie uns vielleicht mit dem Vorwurf drängen, daß wir, gleich den Popular-

philosophen, die Begriffe durch einander mischen; indem alles, was wir bisher vorgebracht, mehr die Kunst, viel zu schreiben, betrift, als die Kunst, schlecht zu schreiben. Aber hier erlauben sie uns zu erklären, daß die Kunst, viel, und die Kunst, schlecht zu schreiben, sehr genau zusammenhängen, grade so, wie die in unsern Klubs und Cerkels von den jungen Herrn und Damen so beliebte Geschicklichkeit, viel und schlecht zu sprechen.

Wenn die Obsthändlerin, die hier unserm Fenster gegenüber sizt, schlechte Aepfel hat; so giebt sie allemal einen oder auch ein Paar mehr für's Geld.

Applicetur!

Und überhaupt ist es ja eines der in allen Theodiceen als unumstößlich angenommenen Axiome, daß das Viele selten gut, so wie des Guten selten viel ist.

Der Leser sieht, wir sind gründlich: und wir müssen ihn auf diese Tugend unseres Vortrags um so viel aufmerksamer machen: da wir eine der allgemeinsten und vortreflichsten Künste ihrer bisherigen Unbestimmtheit entreissen, und sie gewissen und festen Regeln unterwerfen wollen.

Wenn also die Kunst, schlecht zu schreiben, auch eine Kunst, zu schreiben ist; so werden wir die allgemeinen Regeln der Schreibart mit Recht auch bey der Kunst, schlecht zu schreiben, zum Grunde legen: denn das kleine Wörtchen „schlecht“ kann hier wohl eben so wenig einen wesentlichen Unterschied des Sinnes machen, als die viel längere Epitheten in den gereimten und reimlosen Oden unserer neuesten Dichter, oder auch als ganze Zeilen und Strophen in einem gewissen langen Gedicht voll fliessender und flüssiger Reime „über die Liebe“.

Da aber die Genies in der Kunst, schlecht zu schrei-

ben, etwas langsamen Geistes sind; so werden wir uns nur selten in Prioritäten und Transcendentalitäten, nach Art unserer Theoristen vom neuesten Datum, versteigen; sondern meistentheils mehr durch Beyspiele, als durch Regeln lehren.

Denn eben dadurch glauben wir unserer Anweisung, die wir mit allen nur erreichbaren Vollkommenheiten ihrer Gattung auszustatten entschlossen sind, einen wesentlichen Vorzug mehr zu ertheilen:

brevis via per exempla, longa per praecepta. Senec.

Zum Glück der Schreibe- und Lese-welt giebt es auch einen so beneidenswerthen Ueberfluß solcher Beyspiele in der Geschichte der neuesten Litteratur, daß wir die Leser zum voraus versichern können, unter dem allerschlechtesten immer nur das schlechtere gewählt zu haben.

Mit weiser Absicht haben wir auf diese Art, die Genies in der Kunst, schlecht zu schreiben, durch das minder Vortreffliche nach dem Allervortrefflichsten lüstern machen, und sie zu einem desto sorgfältigern Studium der hier nur angedeuteten Quellen ihrer Kunst reizen wollen.

Schreiben heißt, nach einer, wie uns dünkt, sehr richtigen Definizion, Denken, oder wenigstens gedacht haben. Daher schien es uns immer von übler Vorbedeutung zu seyn, daß die teutsche Sprache das lateinische „autor" durch „Schriftsteller" übersezt; welches, mit einem Sinn, den der eigensinnigste Wortforscher nicht tadeln dürfte, einen „Sezzer" in der Drukkerey bedeutet. So aber scheint unsre werthe Muttersprache durch jene Benennung die teutschen Autoren selbst zu berechtigen, nur Wort und Buchstab' an einander zu reihen, um den Xenophonten, Ciceronen, und Plutarchen des Alterthums beygezählt zu werden, die sie mit keinem würdigern Namen beehrt.

Da es der Sprachverbesserer und Sprachreiniger in unserm lieben Vaterlande so viele giebt; so schlagen wir hiemit wohlmeinend vor, jener unleugbaren und zugleich gefährlichen Unrichtigkeit in unserer Sprache dadurch abzuhelfen, daß künftig alle unsre classischen und anerkannt-guten Autoren mit dem Namen „Gedankensteller“, die Roman-, Journal-, Allmanachs-autoren aber, Wenige ausgenommen, mit dem Namen „Schriftsteller“ bezeichnet werden. Denn die Namen der Dinge sind in dem menschlichen Leben nicht unwichtiger, als die Kleider der Personen, und ein schlechtes Wort für eine gute Sache schadet dieser eben so oft, als ein abgetragener Rock dem Werth des rechtschaffenen Mannes.

Das wesentlichste Erfordernis alles Schreibens sind also, nach dem Zeugnis aller alten und neuen Rhetoriker, Gedanken.

Soll nun zuvörderst der Gedanke angemessen seyn der Kunst, schlecht zu schreiben: so muß sich der Schriftsteller (wir meinen hier den Schriftsteller in dem eigenthümlichen Sinne des Worts) vor allen andern bemühen, von der Sache, über welche er schreibt, so wenig als möglich, zu verstehen.

Dies ist, wie jedes Ding in der Welt, von der einen Seite sehr leicht, von der andern sehr schwer.

Leicht ist's — durch natürlichen Stumpfsinn des Geistes, durch natürliche oder auch angewöhnte Oberflächlichkeit, durch zerstreuende Viel- oder Allthuerey — besonders aber durch ein großes Maas von Unwissenheit, verbunden mit einem entsprechenden Maas von Eigendünkel.

Da aber die Gegenstände, welche der Dichter, oder der praktische Philosoph, und überhaupt der Volksschriftsteller behandelt, gröstentheils so alltäglich, allgewöhnlich

und gemeinverständlich sind, daß es in der That Mühe kostet, sie andern, und noch mehr, sich selbst unverständlich zu machen; so sind hier die Meister in der Kunst, schlecht zu schreiben, durch den Instinkt ihres Genies, zu mancherley Künsten und Griffen hingeleitet worden, welche alle zu erklären und principienmäßig abzuleiten, dem philosophischen Kritiker schwer, ja unmöglich ist: indem die Wege des Genies, so wie die Wege der sieben Dinge, die der weise Salomo benamt, dem kurzsichtigen Blick des Weisen unausforschlich sind.

Wir sehen uns also gezwungen, nur einige der ausgezeichnetsten jener Kunstgriffe hier anzudeuten, als da sind:

1) Prächtige Beschreibungen für alltägliche Dinge, und große Worte für kleine Gedanken.

„Hah! Königin! wenn die Flammen meiner Liebe auch in deinen Busen hinüberlodern; wenn beyde Herzen vereint zum hohen Dome des bestirnten Himmels emporwallen, und den kalten Arctur selbst entflammen: dann ist dein St....e der glücklichste der Sterblichen."

Siehe das dänische Blutgerüst, oder die Geschichte des Grafen von St....e, dramatisirt. Koppenhagen. 1794.

Statt dramatisirt sollt' es heißen: bramarbasirt. Denn wüßten wir nicht anders woher, wenn die Romanhelden sich glücklich zu preisen pflegen; würden wir wohl errathen, worin hier der Verfasser den Helden seine höchste Glückseligkeit sezzen lässet?

„Hörst du Geliebter, hörst du, wie die Nachtigall auf versilbertem Zweige ihr Schwanenlied singt? Ach! es ist

das Sterbelied unseres Wonnegenusses"; sagt ein Mädchen zu dem Ritter in dem Roman: „Adelgunde mit dem eisernen Maul."

Mit bewundernswürdiger Originalität läßt hier der Dichter die Nachtigall ein Schwanenlied singen. Wenn wir aber auch hier nicht schon anderswoher unterrichtet wären, daß die Leutchen, die der Werke der Liebe pflegen, grade so, wie andre vernünftige Leute, des Abends zu Bette gehen und des Morgens aufstehn: würden wir ahnden können, ob die Dame in der angeführten Stelle dem Ritter einen Morgen, oder einen Abend, oder eine Mitternacht schildern will? Und hinge an dem Fenster eines Nachbars (wie's gar leicht der Fall seyn könnte) eine Nachtigall im Käfig, so möcht' es gar auch „den hellen Mittag" bedeuten, bis zu welchem, unter besagten Umständen, unsre Leutchen gar wohl verzögert haben könnten.

Einer der oft gebrauchtesten Kunstgriffe sind

2) Weithergeholte Gleichnisse ohne allen Berührungspunkt mit dem Verglichenen.

„Glückseligkeit nennen wir den verbindenden Faden der entferntesten Nervenspizzen angenehmer und unangenehmer Empfindungen, zusammengewebt aus dem Geist des Körpers, und aus dem Körper des Geistes."

Philosophie im schönen Gewande. 1795.

Der Verfasser hätte sich statt eines Philosophen im schönen Gewande treffender „einen Philosophen im dikken Gewande" nennen können. Denn welcher Scharfblick durchdringt die Wolke von Ideen, die er hier vor das Auge des Lesers hinthürmt? Welche Begriffe verbin-

det man mit dem verbindenden Faden der entferntesten Nervenspizzen der Empfindungen? Fast nicht minder schwer, als der Zusammenhang zwischen Geist und Körper selbst, ist der Zusammenhang zwischen den Ausdrükken „Geist des Körpers und Körper des Geistes" mit irgend einem begreiflichen Gedanken, zu erklären.

„Die Metaphysik ist eine Compressionsmaschine, die der Diamant des menschlichen Geistes zersprengt: aber die zersprengten Brökel glänzen wie Sterne einer bessern Welt."

Philosophie im schönen Gewande. 1795.

Der Herr Autor, man sieht's ihm an, mußte alle Compressionskraft seines Geistes aufbieten, um einen so schlesischen Diamant von Alltagsgedanken aus der Fundgrube seines Tiefsinns zu Tage zu fördern.

3) Gemählde ohne Farbe, Umriß und Haltung.

Eine Mahlerey dieser Art herrschet in folgender Schilderung einer Nase:

„Ich hab' in meinem Leben viele Nasen gesehn; habe manche schön, viele leidlich, noch mehrere häslich gefunden: aber noch nie sahen meine Augen eine solche Nase. Sie war nicht stumpf, nicht spizzig, nicht allzuerhaben; und doch nicht eingedrückt: sie kam einer Habichtsnase am nächsten: aber es war nicht eine Copie, es war ein Original von Nase — eine Nase, die in Agnesens Gesicht allein schön und reizzend stand."

Siehe Reisen und Abentheuer des Ritters Bruno von Felsenburg im Jahr 1225; eine Geistergeschichte. 1795.

Auch der Leser hat gewis, so wie hier der Verf. von sich sagt, in seinem Leben viele Nasen gesehen: aber welcher unter allen glich die hier beschriebene, die weder stumpf noch spizzig, weder kurz noch lang, weder gerade noch gebogen, weder dies noch das war? und die daher fast ein Mittelding zwischen Nase und Nicht-Nase gewesen seyn dürfte. Doch — vielleicht war's eine Vexirnase; und der Verf. wollte seinen Lesern selbst eine andrehen. So wie indessen in vielen Gemählden der Mahler kennbarer ist, als die gemahlten Personen: so könnten wir, zweifelhaft zwischen der Nase und Nicht-Nase der hier beschriebenen Dame, in dem Herren Autor leicht, mit dem Lateiner, einen —

homo obesae naris *)

erkennen.

In dem eben erläuterten wichtigen Punct der Kunst, von der Sache, die man vorträgt, nichts zu verstehen, und die klärsten Dinge so glücklich einzuhüllen, daß sie der Leser nicht anders, als mit aller Anstrengung der Denkkraft, bis zu ihrer alltäglichen Gemeinverständlichkeit enthüllen kann, hat es unter so vielen Schriftstellern niemand weiter gebracht, als ein großer, großer Mann, der über das tiefsinnigste aller Werke, über die Kritik der reinen Vernunft des berühmten Kant, einige Bogen Widerlegung schrieb, wo der Name des vielgenannten Philosophen nie anders als Cant buchstabirt wird. Wer den Namen des Verfassers nicht buchstabiren kann, sollte der wohl sein Werk lesen können?

Von

*) Zu teutsch: einen Menschen von ungeschneuzter Nase, oder, mit andern Worten, einen Menschen von sehr ungebildetem Geist.

Von dem bemeldten Schriftsteller der Widerlegung der reinen Vernunft, oder besser, der Widerlegung der Vernunft überhaupt, mögen die aufblühenden Genies der großen Kunst, die ich hier vortrage, lernen, daß man über Bücher, die man nicht gelesen, am richtigsten urtheilt, und über Dinge, die man gar nicht versteht, am besten schlecht schreibt. Denn gewis konnte es der Mann nur durch die glücklichste Vereinigung aller zu dem Wesen unserer Kunst erforderlichen Mittel, nämlich, der natürlichen Einfalt, der gelehrten Unwissenheit, und des anspruchvollsten Eigendünkels, so weit bringen, als er's gebracht hat:

Nil mortalibus arduum est. Horat.

* *
*

Da aber in den Werken schlechter Schriftsteller der Gedanke immer nur der unwesentliche Theil des Vortrags ist: indem Wort und Ausdruck dem Gedanken bey dem Leser, wie der Rock dem Laffen und Gekken in der Welt, forthelfen müssen: so eilen wir auch in unserer philosophischen Theorie über einen so unwesentlichen Theil „mit leichtem Fuße" hin, und halten es für unsre Pflicht, nunmehr desto vollständiger,

Zweytens, in Rücksicht des Ausdrucks diejenigen Regeln zu entwikkeln, durch deren sorgfältige Beobachtung der Ausdruck den Gesezzen der Kunst, schlecht zu schreiben, so nahe als möglich gebracht werden kann.

Grammatische und lexikalische Richtigkeit des Ausdrucks wird von den Rhetorikern als das erste Erfordernis einer guten Schreibart aufgestellt. Eben deswegen aber muß ein Genie in der Kunst, schlecht zu schrei-

ben, diese Richtigkeit als höchst entbehrlich und unzweckmäßig vernachlässigen.

Ohne Studium der alten und neuern Sprachen, und besonders auch der Muttersprache, in welcher man schreibt, so wie ohne alle Vorbereitung durch das Lesen der klassischen Nazional-schriftsteller, kann man's in der grammatischen Unrichtigkeit des Ausdrucks weit bringen, wie dies in dem bey weitem größten Theil der Romane und Gedichte, welche uns in den beyden Leipziger Messen so reichlich dargeboten werden, zu Tage liegt. Ja einige „Gedankensteller" sogar haben die besondere Gefälligkeit gehabt, jene liebenswürdige Sorglosigkeit der schlechten Schriftsteller in Rücksicht des grammatischen Ausdrucks zu rechtfertigen: indem sie, wie z. B. der sonst vortrefliche Verfasser des Siegfried von Lindenberg und anderer originellen Romane, häufig solche niederländische Gemählde und Charaktere einmischen, bey deren Darstellung ein grammatisch-fehlerhafter Ausdruck die vermeinte Schönheit vollenden soll. Wir enthalten uns, Beyspiele von Sprach-unrichtigkeiten aus unsern gelesensten Romanen anzuführen: weil die Nachbildung derselben grade der leichteste Theil der schweren Kunst, schlecht zu schreiben, ist; indem selbst das gröste Genie, um grammatisch unrichtig zu schreiben, nichts weiter, als mit Vater Homer

— et bonus interdum dormitat Homerus —. Horat.

schlummern darf; welche, bey großen Autoren seltene, Eigenschaft grade die hervorstechendste in dem Charakter schlechter Schriftsteller ist.

Wir gehen also in der Theorie weiter fort zu denjenigen Gesezzen unsrer Kunst, welche

Zweytens die Deutlichkeit des Ausdrucks betreffen.

Sich über diese Tugend der guten Schreibart wegzu- sezzen, ist um desto mehr Pflicht für den schlechten Schrift- steller, da er auf alle Weise verhüten muß, daß der Leser die ihm vorgelegten Ideen, so viel davon allenfalls in dem Werke, hier, dort,

rari nantes in gurgite vasto. Virg.

sich finden, ja nicht bis auf den Grund durchschaue. Denn in diesem Fall könnte der Leser leicht Gefahr lau- fen, dasjenige flach, gemein und alltäglich zu schelten, was er nun als erhaben, tiefsinnig und genialisch lobpreist. Im Trüben ist gut fischen, sagt ein altes Sprichwort; und eben so kann man auch behaupten, daß die Dunkel- heit und Unverständlichkeit des Ausdrucks eine der unent- behrlichsten Foderungen in der Theorie der schlechten Schreibart ist.

Die allerneueste Philosophie ist durch ihre technisch- metaphysische Sprache der Dunkelheit der Schreibart über alles, was man wünschen kann, günstig.

Ohne Zweifel gab es nie einen tiefsinnigern Denker, als den großen Verfasser der Kritik der reinen Ver- nunft: tief, gehaltreich, und unerschöpflich, wie der Brunnen der Wahrheit selbst, ist sein un- sterbliches Werk.

Weil aber jedes jüngste Philosöphchen, welches dem Ey der Schule kaum entkroch, dem mehr als siebzigjähri- gen geübten Schwimmer nach-rudern, oder vielmehr, in jugendlichem Muthwill, ihn überholen will: so kann's nicht fehlen, daß nicht viele in den Untiefen ersaufen, und sinn- und verstandlos in den Abgründen der Metaphysik liegen bleiben, wo sich der große Schwimmer, mit dem Erstaunen aller Zuschauer, glücklich durcharbeitet: oder, wenn sie nicht kühn gnug sind, sich bis zu diesen Untiefen

hin zu wagen, so verbreiten sie wenigstens, mit weitausholenden Händen und Füßen, eine solche Menge von Schaum (aufgeblasener Worte und hochtönender Phrasen) rings um sich her, daß jeder Zuschauer, der nicht Auge gnug hat, den kindischen Plätscherer von dem geübten Schwimmer zu unterscheiden, jenen wohl für einen größern Mann in der Kunst, als diesen, hält. So heißt es in einer pädagogisch-kritischen Abhandlung über die Erziehung junger Weltbürger nach dem von Kant eingeführten kategorischen Imperativ:

„Die Natur zeigt sich so erhaben in der Entwikkelung der reinen Vernunft, daß selbst Kinder von drey bis vier Jahren der transcendentalen Apperzeption des reinen Pflichtgebots fähig sind. Die Modalität des menschlichen Geistes steht mit der Caußalität der Freyheit in dem engsten Verhältnis; so daß jeder Trieb einer freyheit-verachtenden Hand auf den H...n des vierjährigen Knaben dies Gefühl der menschlichen Caußalität in der zarten Seele rege macht: und daß der Kleine nicht allein nicht geduldig sich der Strafe unterwirft, sondern auch wohl gar in grobe Schmähungen auf den ungerechten Zuchtmeister ausbricht."

Zeitschrift für Erziehungskunst. 1794.

Welch ein erhabenes Dogma der kritischen Pädagogik, die, nach der demonstrativen Versicherung ihrer Bearbeiter, die Basedowsche, Campische, und Salzmannische so weit überragen soll, als, nach den Aussagen der jüdischen Cabbalisten, der Kopf des Engels Gabriel von seinem Fuß entfernt ist.

In dem Werke eines schw...schen Philosophen über das erste Princip der Philosophie lautet eine, mehr noch als viele andre, verständliche Stelle also:

„Der Saz, daß Ich — Ich, und Ich nicht — Ich nicht ist, umfaßt die ganze Natur, und erhebt alle empirische Apperzeptionen zu transcendenten: Zeit und Raum schwinden mit ihrer erhabenen Priorität selbst in die Transcendenz hinüber, und der Philosoph starrt ihnen, bewundernde Relazionen im Auge, in das Unbegreifliche nach.“

Ueber den obersten Grundsaz der Philosophie, von H. D. S...e. 1794.

Es ist apodiktisch gewis, daß alle vernünftige Leute dem Verfasser dieser überphilosophischen Abhandlung, (um in seiner Sprache zu reden) mit der ausdruckvollsten Modalität des Unwillens im Auge, bey seinen mystischen Flügen in das Feld des Unbegreiflichen und des baaren Unsinns, nachstarren.

Da Erhabenheiten dieser Art zu dem neuesten Rothwälsch in der Philosophie gehören: so wird es nicht nöthig seyn, zum Behuf der schlechten Schriftsteller, welche Fundgruben dieser Art früher als wir andre, ausspähen, und treu-fleißig benuzzen, länger darüber zu verweilen. Man erlaube uns nur noch, auf diese Sprachart der Philosophie, wodurch man die alltäglichsten Dinge in einen Nimbus schwülstiger, unbegreiflicher Worte einhüllet, folgende höchst merkwürdige Stelle aus dem englischen Gedicht „Hudibras“ anzuwenden, wo der Dichter von dem scholastisch-mystischen Ritter also sagt:

In Logarithmen maß er schier
den Gehalt von einer Kanne Bier:
durch Sinus und Tangens er erwog,
ob Brod und Butter richtig wog?
und nach der Algebra er wust,
wie viel die Glokke schlagen must?

Hudibras 1. Gesang.

und an einer andern Stelle:

An Worten und Namen war er reicher,
als vierzig andre, obgleich er
solche bey mancher Gelegenheit
oft recht, noch öfter zur Unzeit,
bald dem, bald jenem Ding anpaßt,
was denn oft Misverstand veranlaßt.
Denn seine Begriffe schickten sich
zu jeder Sache so wunderlich,
daß ihm's, wie vielen weisen Leuten,
oft schwer fiel, sie selbst recht zu deuten.
Er reduzirt' euch ens ad actum,
und untersuchte durchs abstractum,
wo Wahrheit in Person zu sehn;
wie am Nordpol gefrorne Tön.

Hudibras 1. Gesang.

So wie aber die schlechten Schriftsteller unter den Philosophen die Oberflächlichkeit der Gedanken hinter einer tiefsinnigen Terminologie zu verbergen suchen; so erheben die Dichter die schlichteste Prose blos dadurch zur Poesie, daß sie die unpoetischen Worte und Rede-wendungen in Zeilen, pindarischen Strophen ähnlich, absezzen.

So — heißt es in einer berühmten Sammlung von Gedichten:

Mein Bruder! Siehe, wie sie bebt
der Freude Zähre,
daß du's bist, und daß du
mehr denn Bruder und Freund,
daß du bist
meines Herzens Vertrautester!

Gedichte der Brüder **g.

Dem Dichter beben hier die Freudenzähren die Wangen herunter, daß er einen Bruder hat; aber unmöglich

kann der teutsche Kritiker vor Freude weinen, wenn er sieht, daß solche Prose unter den Teutschen für Poesie gilt! und zwar, wie es in gewissen Rezensionen zu heißen pflegt, für die eigentlichste, hohe, einfache Poesie des Herzens.

So wie aber ferner die jüngsten Philosophen mehr als tiefsinnig schreiben; eben so schreiben einige Popularschriftsteller, Dichter und Prosaisten, mehr als deutlich: indem sie ihren Lesern in den möglich-meisten Worten die möglich-wenigsten Ideen darbieten.

Ach! wie fließen meine Tage,
in stets heitrer Seelen-ruh,
ohne Jammer, ohne Klage,
ungestört von trüber Plage,
seelig meinem Grabe zu.

Hymne auf die Wonnen der Liebe.
Sammlung von Gedichten. München. 1796.

Eine große Dame nannte das Gedicht, aus welchem diese Stelle entlehnt ist, ein allerliebstes Gedicht: und wer fände diese — freilich etwas unkritische — Benennung nicht sehr angemessen? Die Dame konnte, indem sie diese und so viele andre ähnliche Stellen des angeführten Gedichtes las, an ihre neueste Robe, an ihr Schooßhündchen, und an ihren Liebhaber zugleich denken, ohne den richtigen und schönen Sinn der fünf Zeilen auch nur um ein Haar zu verfehlen.

Welch ein allerliebstes Gedicht, das sich so Kinderleicht verstehen läßt!

Noch eine andre Art der neuesten Deutlichkeit giebt es, nach welcher man das Wort, welches die angenehmste der darzustellenden Ideen ausdrückt (und sollte auch diese Idee, so wie alle übrigen des Verfassers, zu den alltäg-

lichsten unter den alltäglichen gehören), Zeile für Zeile wiederholt.

Schönes Geschlecht!

„Du rechnest mit Recht einen schönen Busen zu deinen vorzüglichsten Schönheiten. Du wirst es mir also nicht verargen, wenn ich dieses Werk über schöne Busen zu deinen schönen Füßen lege. Es ist dein schönster Beruf u. s. f."

Siehe die Dedikazion des berühmten Buchs über die Mittel, schöne Gorgen zu machen.

Wir fragen unsre Leser: Kann man in dem eigentlichsten Sinne des Worts, schöner schreiben, als wenn man das Wort „schön" so oft schreibt?

Das benannte Werk über die schönen Busen ist, wie der Titel sagt, auf Kosten des Verfassers gedruckt. Sehr richtig! die kleine Ellipse hinzugedacht: auf Kosten des Verstandes und Geschmacks des Verfassers.

Fast scheint es uns, daß wir über der Erläuterung unserer Theorie durch Beyspiele so lange verweilen, als wenn schlechte Schriftsteller einen guten Gedanken unter ihrer schöpferischen Feder so lange dehnen und zerren, bis er endlich erdrückt ist.

Wir sehen uns daher genöthiget, uns in der Darstellung der noch übrigen Regeln der Kunst, schlecht zu schreiben, beträchtlich kürzer zu fassen, und dies um so vielmehr, da wir es hier mit Genies zu thun haben, die weniger von der Theorie, als von der Praxis, und mehr vom Schreiben, als von den Regeln zu schreiben, halten.

Demnach reden wir

Drittens von der Bestimmtheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks.

Bestimmt- und eigenthümlich-schlecht aber drückt man sich unter andern alsdann aus, wenn man den Vortrag so einrichtet, daß der Leser nicht weis, ob er lachen oder weinen, ob er Dinge im Scherz oder im Ernst verstehen, ob er sich unterhalten, oder ob er sich ärgern soll?

Ein musterhaftes Beyspiel dieser bestimmt- und eigenthümlich-schlechten Ausdrucksart ist die Vorrede zu dem berühmten Altar der Grazien.

Dedikazion an die Musen und Grazien:

„Wären Sie wohl so gütig, dieses wohlgemeinte Opfer anzunehmen auf Ihren Altar? daß ich es so durcheinanderlege, und nicht selbst anzünde; daß Ihnen der Geruch davon nicht in Ihre hohe Nase dampfe, und sie das Niesen davon kriegen, werden Sie mir hoffentlich verzeihen.“

Was sollten nun wohl die Musen und Grazien (fragen wir hier billig) nach dem Wunsche des witzigen Herrn Verfassers thun? Sollten sie das dargebotene Opfer genehmigen oder verwerfen? Wollte ihnen der Dedikator eine Schmeicheley oder eine Ungehörigkeit sagen? Wollte er die Göttinnen des Himmels loben oder durchziehn? Wer unter unsern Lesern erräth es? Wir errathen's nicht. Da wir indessen dem Priester der Musen und Grazien von seinem gebührenden Lobe nichts entziehen wollen: so können wir einen seiner glücklichen Gedanken nicht unangemerkt lassen, wo er nämlich sagt: daß er entschlossen gewesen, sein Opfer anzuzünden! Hätte er doch den Entschluß vollführt! Der Duft von dem angezündeten Altar und Opfer der Grazien, mit allen drey Bänden,

würde ohne Zweifel der angenehmste Weihrauch für die Göttinnen der Kunst und des Geschmacks gewesen seyn.

Eine charakteristische Bestimmtheit erhält der Ausdruck durch die gehäufte Zusammenstellung ungleichartiger Bilder, durch welche der Verstand, gleichsam Schlag auf Schlag, erstaunt über die schöpferische Geniuskraft des Autors, nicht weis, welchem von den vielen Bildern er den Gedanken, (der doch immer nur Einer seyn kann) unterlegen soll. So beginnt z. B. die Hymne des Buchs über die schöne Gorgen:

> eine der süßesten Stunden
> segnet Mutter Natur,
> wenn sie für Amors Wunden
> zeichnet die liebliche Spur,
> wenn sie das schlafende Mädchen belauschet,
> sie mit der Jungfer vertauschet,
> und wölbt ihr mit Liebe und Lust
> zum Busen die zärtliche Brust.
> Dann spricht sie leise und sacht ꝛc.

„Die Natur zeichnet für Amors Wunden die liebliche Spur!“ ohne Zweifel war die ästhetische Kritik des Dichters aus dem Gleise gewichen, als er die Natur „eine liebliche Spur für Wunden“ zeichnen lies.

„Dann spricht sie leise und sacht“ wie bestimmt, wie ausdruckvoll gesagt! Wer kann hier an dem wahren Sinn der Worte zweifeln? Denn, nicht wahr? Wer leise redet, redet sacht; und wer sacht spricht, spricht leise. Hätten sich die Schriftsteller der Griechen und Römer immer so unzweydeutig bestimmt ausgedrückt, wie hier der Verfasser über die Gorgen: nimmer brauchte es so vieler Varianten der Lipsius, Burmanne, Heyne und Wolfe.

Wir lassen die zahllosen andern Gattungen der Bestimmtheit schlechter Schreibart unbestimmt, und erläutern

Viertens: die Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Diese ist gleichsam das Herz aller Genialität, und kann daher auch nie hoch genug getrieben werden.

So — müssen die Thränen eines Liebhabers Ströme, seine Seufzer Stürme, die Augen seines Mädchens Sternenhimmel, ihr Busen ein Hügel seyn.

Denn also heißt es in einer „Sammlung von Gedichten, Göttingen 1795," von K..l R....d:

Darf mein Blick zu neuem Leben
deiner Schönheit aus der Nacht
der Verzweiflung sich erheben,
der kein Hofnungsstrahl gelacht?
Darf ichs wagen, voll Vertrauen
deiner Gnade, und voll Muth
aus dem Staub emporzuschauen
in der Augen blaue Fluth?
Wie in tiefen Aetna-schlünden
ein verschloßnes Feuer schweigt:
also u. s. f.

Eine Schönheit voll Gnade, mit einer blauen Augenfluth, zu welcher man aus Nacht und Staub emporschaut, eine solche Schönheit muß — wenigstens — eine asiatische Banise seyn, und eben so muß eine Liebe mit lichter, loher Aetna-flamme keine nasse, mithin keine kalte Liebe seyn.

Ein anderer Schriftsteller sagt:

Mein liebewallend Herz
träumet sich Riesen-stark,
mich mit dem Eichbaum zu messen.
Hah! dann wächst mir der Muth
höher, wie Libanons Ceder.
Hah! dann kühlet mein Schatten
ein ganzes Menschengeschlecht.
Siehe! dann thürmt mein Muth
sich zum Felsen im Meere!

S...e.

Welche Lebhaftigkeit des Ausdrucks! Welches Feuer der Phantasie! Der Dichter ist erst ein Eichbaum, dann eine Ceder Libanons, dann ein Felsen im Meer. Der hohe Muth, dessen er sich rühmt, macht ihn offenbar zum Wundermann!! Gott lasse uns nicht zu dem Menschengeschlecht gehören, welches unter dem Schatten dieses Baumes sich kühlen soll. Denn wegen der Nähe des Meers in der nächstfolgenden Strophe, dürfte dieser Schatten fast naß-kühl seyn.

„Bruno drückte vor Freude seinen Freund Wilhelm so teutsch-biedermännisch an sein Herz, daß auf seinem Brustharnisch eine Beule davon emporschwoll."

Der Geist Erichs von Sickingen; eine Geschichte aus dem 12ten Jahrhundert. 1795.

Welch ein Genialischer Freundschaftsdruck! Aber die so eingedrückte Beule unseres Autors war gewiß einer von jenen tumoribus, welche die teutschen Aesthetiker durch „Schwulst der Rede" übersezzen: daher dann auch unsre Leser weise thun werden, Aug und Nase wegzukehren von dem „unlieblichen Anblick und Gedüfte, das die Musen hassen."

Nicht so wohl Lebhaftigkeit des wörtlichen Ausdrucks, als vielmehr Lebhaftigkeit der Empfindung, herrscht in folgendem Liede der angeführten Göttingischen Oden- und Liedersammlung:

Blickst du so hold und süß mich an,
ja, Mädchen, ja, ich weinte dann
wol gern vor lauter Freude.
Ich könnte Tag' und Jahre lang
an deiner Seite stehen,
und an dem blauen Augenpaar
doch nimmer satt mich sehen.

Fast sollte man diese empfindungsvolle Stelle für eine Umschreibung des bekannten Liedleins halten:

Wenn du mich nicht mein Kätchen liebst;
so wein' ich mich dies Jahr noch blind.

Kann man stärker lieben, als wenn man Tage und Jahre hindurch in die blauen Augen seines Mädchens hineinstarrt!

Möge der Gott des Parnaßes alle teutschen Jünglinge vor einem solchen —

grave vulnus amoris. Virgil.

bewahren, damit sie nicht so alltägliche Dinge drukken lassen.

Bis zu einer außerordentlichen Höhe des Pathos steigt die Empfindung in dem Trauerspiel „Roderik und Mansor.“ 1793.

Mansor sagt: „Hah! Hah! Roderik ist als Blutschänder angeklagt“: und das Mädchen antwortet: „Ja! denken Sie sich einmal das Unglück!“ Konnte sie pathetischer ihren Schreck ausdrükken, wenn Roderik, statt der begangenen Blutschande, ein volles Weinglas auf eine neue Tischdekke umgeworfen hätte?

Schwerlich aber kann das Pathos höher steigen, als in folgendem Sonnett aus der Göttingischen Blumenlese von 1794. S. 211.

In des Jahres erstem Frühlingscheine,
saßen wir auf einer Laubenbank,
Wechsellieb' im Blick, und Wechseldank,
Arm in Arm, und fühlten nur das Eine.
Und auf einmal, als ich sie die Meine
kosend hieß, und ihren Athem trank,
bog sich's unter uns, und brach, und sank;
und wir fielen, schwebend, im Vereine.
Ruhig lagen wir auf dürren Blättern,
wie wir fielen, ohne Wort und Ach,
unbekümmert, ob ein Werk von Brettern,
oder ob des Himmels Veste brach.
So — laß, auf des Fakkel-jünglings Winken,
Ewigkeit, in deine Nacht mich sinken.

Cz.

Nie gab es einen erhabneren Gegenstand für ein Sonnett, als Herr Cz. sich hier gewählt hat — eine knarrende und einstürzende Bank, auf welcher sich ein Paar menschliche Täubchen liebetraulich schnäbeln, und nur „das Eine" fühlen, wie der Dichter sagt. Ob dies „Eine" das „große Eine" der alten Theologen, oder „das Eine, was der Menschheit Noth ist" des Herrn Prof. Reinhold, oder auch das große Eine und nothwendige des Geschlechtstriebes ist, hat der Dichter, in dem Schwunge der Begeisterung, nicht ausdrücklich gesagt. Aber denkt euch eine alte wurmzerfressene Bank, mit zwey solchen liebenden Täubchen, mitten im Gefühl des Einen, was der Menschheit Noth ist, knarrend und einstürzend; und dann das Pärchen, wie es hier der Dichter schildert,

Daliegend auf dürren Blättern,
ohne Wort und ohne Ach,
unbekümmmert, ob ein Werk von Brettern,
oder ob des Himmels Veste brach.

Denkt euch, sag' ich, dieses Bild recht lebhaft; und antwortet mir dann: ob die eingestürzte Bank, und das unter den Brettern unerschrokken daliegende Pärchen, nicht eine der erhabensten und besingenswürdigsten Gruppen bilden? In mir wenigstens hat dieses Sonnet keine geringern Gefühle erregt, als das Horazische:

Et si fractus illabatur orbis,
impauidum ferient ruinae:

den kleinen Unterschied des Getöses abgerechnet, mit welchem eine stürzende Welt „fractus orbis", und eine morsch-einsinkende Bank „fractum scamnum" kracht. Höchst wahrscheinlich ist auch die Idee zu diesem bewundernswürdigen Sonnet, wie fast alle großen und außerordentlichen Ideen der Schriftsteller, entlehnt, und zwar, wie von selbst erhellet, aus der angeführten Stelle des lateinischen Oden-dichters.

Wie ernst es dem teutschen Dichter gewesen, das Große seines Stoffs wahrhaft-erhaben zu behandeln, ist, außer dem Reim und außer der Sonnettenform, auch daraus klar, daß er die Bank mit einer prächtigen Periphrase „ein Werk von Brettern" nennt. Außerordentlich gesteigert wird die herrschende Idee des Großen durch den ächt-philosophischen Stoßseufzer des Dichters am Schluß des Sonnetts, daß einst sein Tod seyn möge, wie sein Hinsinken unter der knarrenden Bank:

„So — laß, auf des Fakkel-jünglings Winken,
„Ewigkeit, in deine Nacht mich sinken."

Wie fromm, wie erhaben! ob gleich nicht zu erwarten steht, daß irgend ein wahrer Tod zu Wasser, oder zu Lande, auf dem Bette der Ehren, oder auf dem Federbette, so süß seyn sollte, als der „in den Armen eines Mädchens auf dürren Blättern". Demohngeachtet hätte der Kritiker gewünscht, daß der Fakkeljüngling seine Fakkel wenigstens dazu gebraucht haben möchte, die schon morsche Bank ganz zu verbrennen, damit sie dem Auge des Sonnetten-dichters auf immer entzogen, und er dadurch verhindert worden seyn möchte, jemals ein Sonnett auf eine knarrende Bank zu machen, und — so melodische Reimlaute für einen so unmelodischen Gegenstand zu verschwenden.

Aber wollten wir auch nur die vornehmsten Regeln der Kunst, schlecht zu schreiben, alle nach der Reihe hier verzeichnen; so würden wir wenig Vertrauen auf das Genie der schlechten Schriftsteller sezzen, durch welches sie von selbst weit richtiger zu Auffindung dieser Regeln hingeleitet werden, als es durch die vollständigste Theorie immer geschehen könnte. Daher begnügen wir uns, hinzuzusezzen, daß jede Gattung schriftstellerischer Arbeiten in Prose und in Versen um so viel vollkommener-schlecht ist, je mehr sie entweder schnurstracks das Gegentheil von dem ist, was sie durch die Natur des bearbeiteten Gegenstandes seyn kann; oder, im Fall sie durch die der Dummheit selbst vorgeschriebenen Grenzen (denn auch die Dummheit hat ihre Grenzen) nicht schnurstracks das Gegentheil seyn kann; je weniger sie — — — das ist, was sie seyn soll. Daher kann auch ein Schriftsteller nicht sorgfältig gnug, Schwung in der Ode, Pathos im Trauerspiel, komisches Salz im Lustspiel, und Wiz im Epigramm; so wie Klarheit und

Bestimmt-

Bestimmtheit der Begriffe in einer philosophischen Abhandlung, Gemein-verständlichkeit in einem moralischen, und Gründlichkeit in einem wissenschaftlichen Werk, vermeiden.

Mehr, als durch alle unsre Vorschriften, müssen sich die Genies in der Kunst, schlecht zu schreiben, durch folgende sehr feine und richtige Bemerkung, die aus den Jahrbüchern der Geschichte des Geschmacks selbst geschöpfet ist, aufgemuntert fühlen.

Da es nämlich unleugbar ist, daß die Menschen (wenn gleich mitunter noch durch einige andere Mittel, als durch die Kunst, schlecht zu schreiben) von Tage zu Tage immer weiser und erleuchteter werden, und selbst denken, selbst empfinden lernen: so müssen auch die Schriftsteller, als die Lehrer und Unterhalter der lesenden Welt, bey der Ausarbeitung ihrer Werke dies vorzüglich beherzigen, und sich gewissenhaft hüten, daß sie eben so wenig in philosophischen oder wissenschaftlichen Werken dem selbstdenkenden und wohlunterrichteten Leser sich mit ausgebreiteten Kenntnissen, tiefer Gelehrsamkeit und gründlicher Ideen-entwikkelung aufdringen: als in Werken der dichterischen oder überhaupt der schöngeisterischen Gattung den feinen Selbstempfinder mit großen Zügen voll sprechender Wahrheit und Natur belästigen: denn dies würde offenbar einer sehr unzeitigen Zudringlichkeit ähnlich sehen. Wo der Leser schon so viel hat; was braucht ihm der Autor viel zugeben? Aus billiger Bescheidenheit muß daher der Prosaist sich eines möglichst-flachen Vortrages bedienen, um so seinen unterrichteten Lesern das unangenehme und beleidigende Gefühl seiner (des Verfassers) Geistesüberlegenheit zu ersparen:

oder aber, er muß sich in so undurchdringliche Dunkelheit einhüllen, daß sie, auch mit der höchsten Anstrengung, seine Gedanken nicht erreichen. Denn vor einer solchen Geistesüberlegenheit allein neigt sich willig der erstaunte Leser, und hält, wie gewöhnlich, mystische Unvernunft für höhere Vernunft. Der Dichter aber muß entweder blos melodische und volltönende Worte zusammensezzen, deren jedes für sich allerhand liebliche Ideen herbeyruft, und zugleich den nachfolgenden Reim, und mit diesem den ganzen Saz bestimmt, wie z. B. lieben, trieben; Sonne, Wonne; Rosen, Kosen; lächeln, fächeln; (denn so — verschafft er dem Leser das schöpferische Vergnügen der Selbsterfindung und Selbstempfindung): oder er muß, mit Hintansezzung aller bekannten Regeln des Geschmacks, nach welchen Griechen und Römer, und alle classische Schriftsteller der Neueren, ihre Werke ausarbeiteten, durch weithergeholte Gleichnisse, durch verworrene Metaphern, durch unnatürliche Gemählde und übertriebene Empfindungen, den Geschmack seiner Leser ohngefähr auf dieselbe Art zu kizzeln suchen, wie der Koch den Gaum seines reichen Schwelgers durch verwürzte Saucen und aus allen vier Welttheilen zusammengemischte Gerichte. Auf diese sehr wahre Beobachtungen gründet sich das Verfahren aller großen Genies in der Kunst, schlecht zu schreiben, zu allen Zeiten und unter allen Völkern, die auf einer hohen Stufe der Cultur standen: und nur auf diese Art läßt sich das sonderbare Phänomen in der Geschichte des Geschmacks erklären, daß, besonders nach der Epoche großer und classischer Schriftsteller, allemal die Epoche großer Genies in der benahmten Kunst eintrat.

Jene schlechten Schriftsteller sezten nämlich selbst-

denkende und selbstempfindende Leser voraus, und überließen es diesen, oder vielmehr, sie forderten's von ihnen, sich zu den flachen Gedanken des Verfassers — eigne tiefe Ideen hinzuzudenken, und seine alltägliche Schilderungen, Scenen und Situazionen mit pathetischen Empfindungen zu begleiten. Hieraus folgt offenbar, daß ein jedes schlechte Buch jeder Gattung noch vortreflich ist: aber nicht durch das, was der Autor sagt, sondern durch das, was er verschweigt, und mit weiser Bescheidenheit dem besser unterrichteten Leser überläßt; und daß es also immer nur an dem Leser liegt, wenn er ein schlechtes Buch nicht gut findet. Der Autor schrieb nur, und überlies es dem Leser, Gedanken und Empfindungen hinzuzuthun! Ein jeder großer Kopf findet daher auch ein schlechtes Buch gut; weil er darin nicht sowohl das liest, was der Verfasser schreibt, als was er selbst, als Leser, hinzudenkt, oder hineinempfindet: wie denn auch der große Naturhistoriker Plinius gestand, daß ihm unter den unzähligen Büchern, die er gelesen, nie ein durchaus schlechtes vorgekommen. Wenn es daher so viel Anweisungen zum Bücherschreiben giebt; so muß es als eine wesentliche Lükke unserer ästhetischen Theorien angesehen werden, daß es bis jezt noch keine Kunst, Bücher zu lesen, und besonders, schlechte Bücher gut zu lesen, giebt. Vielleicht widmen wir einst einem so wichtigen Theil der Litteratur unsre Aufmerksamkeit, und verringern dadurch die immer lauter werdende Klagen eigensinniger Kritiker über die mit jeder Messe steigende Menge schlechter Bücher. Sollten indessen die Genies in der Kunst, schlecht zu schreiben, zu unserer Beschämung finden, daß dieser schwache Versuch über ihre vielseitige und verwik-

kelte Kunst, noch ziemlich weit entfernt ist von dem Stempel der Vollendung, den sie ihren Werken durch Gedankenleerheit, Unbestimmtheit, Leb- und Geschmack-losigkeit aufzudrükken wissen; so werden sie, hoffen wir, billig genug seyn, sich zu erinnern, daß wir, als wahre Kritiker, uns leider mit der bloßen Theorie der Kunst begnügen müssen, ohne uns mit der glücklichen Fertigkeit begabt zu fühlen, unsre eignen Regeln in Ausübung zu bringen, und gleich dem Evnuchen, nur die Reize der Schönheit anpreisen können, deren Genuß uns auf immer versagt ist.

II.

Kurze, doch gründliche Anweisung,

wie man mit dem möglich-kleinsten Aufwande von Genie und Wissenschaft ein

großer und fruchtbarer Schriftsteller werden könne:

in welcher die besondern Regeln, der Kunst schlecht zu schreiben, für jede beliebteste Gattung der Schriftstellerey, enthalten sind.

Hence Miscellanies spring, the weekly boast
of Beau's chaste preſs, and Franki's rubric post:
Hence hymning Tyburns, elegiac lines:
Hence Journals, Medleys, Merc'ries, Magazines:
Sepulcral lies, our holy wall to grace,
and New-year Odes, and all the Grub-street race.

Pope.

In unſerm philoſophiſch-kritiſchen Verſuch über die Kunſt, ſchlecht zu ſchreiben, haben wir uns bemüht, die allgemeinen Regeln dieſer in Germaniens menſchen-reichen Gauen höchſt beliebten und emſig-geübten Kunſt nach allen Kategorien der Rede, nämlich der Deutlichkeit, der Lebhaftigkeit, des Nachdrucks und des Wohlklangs, eben ſo ausführlich als gründlich zu entwikkeln: und da wir, wie es eine ächt-philoſophiſche Methodik erfordert, nunmehr die allgemeine Vorſchriften auf beſondere Fälle anwenden, und jene durch dieſe erläutern, beſtättigen, und, wo es nöthig ſeyn wird, auch hier, dort berichtigen wollen; ſo würden wir uns des ſchwarzen

Lasters der Undankbarkeit schuldig machen; wenn wir dem schreibenden und lesenden Publikum der Teutschen nicht so gleich an der Schwelle unserer neuen Abhandlung öffentlich und feierlich unsre Freude bezeugen wollten über den beneidenswürdigsten und — leider uns nur zu sehr schon beneideten, ächten Autor-triumpf, dessen wir uns, seit der Erscheinung unseres ersten Versüchs, erfreut haben; erfreut, ohngeachtet seiner Kürze, und, was noch mehr sagen will, ohngeachtet seiner innern Geringfügigkeit; denn in der That! wir dörften, um in diesen Ausdrükken von unserem Werk zu reden, die Tugend der Bescheidenheit nicht einmal in dem hohen Grad besizzen, als sie uns nun eigen ist.

Mit jenem innigen Wohlbehagen, von welchem das Herz des redlichen Landmanns durchdrungen wird, wenn er den von ihm ausgestreuten und mühsam-gepflegten Saamen, begünstiget von dem befruchtenden Sonnenstrahl und erquikkendem Früh- und Spat-regen, sprossen und blühen sieht, und hunderte zu ernten hofft, wo er zehn gesäet hat, bemerken wir von unserer in jeder Rücksicht kleinen Schrift, daß die von uns darauf verwandte Bemühungen mit erwünschtem Segen gekrönt und belohnet worden. Allerdings müssen wir dies in einem, an Belohnungen guter Thaten so unfruchtbaren Zeitalter, als das unsrige ist, mehr dem verborgenen Segen des Himmels, als der thätigen Erkenntlichkeit der Menschen zuschreiben. Der Himmel kannte unsre wohlgemeinten Absichten bey der Verfertigung und Herausgabe jener Schrift; Absichten, die nichts geringeres, als das Heil unseres gelehrten teutschen Vaterlandes betrafen; aber auch Absichten, welche von gewissen bösen Leuten in der Schriftsteller-welt tükkisch verkannt und verläumderisch entstellt worden: wie

die Beweise darüber in dem Berlinischen Archiv der Zeit (S. das Novemberstück 1795 des Berlinischen Archivs) zu Tage liegen. Ja! der Himmel allein kannte die unverfälschte Reinheit unserer Absichten; und er belohnte sie.

Wir haben uns nämlich des Glücks erfreut, zu bemerken, daß der Versuch über die Kunst, schlecht zu schreiben, nicht nur gelesen und theoretisch beherziget worden, (ein Glück, welches wir mit vielen vortreflichen Moralisten und Weisen der ältern und der neuern Zeit gemein haben) sondern daß auch die Regeln, welche wir dort aufgestellt und entwikkelt haben, in den, seit der Zeit gehaltenen, gelehrten Leipziger-Jahrmärkten Michaelis 1795 und Ostern 1796, mit der treffendsten Richtigkeit, und vielseitigsten, fruchtbarsten Anwendung auf die verschiedenen Gattungen schriftstellerischen Erwerb-fleißes, in Ausübung gebracht worden: denn die gelehrten Beichtzettel beyder Messen, die auch unter dem Namen „der Leipziger Meßkatalogen" bekannt sind, haben uns ein unglaublich-reichhaltiges Register der mannigfaltigsten und schwersten Autor-sünden in allen Graden und Gestalten geliefert, ein Register von vorsäzlichen und unvorsäzlichen, verzeihlichen und unverzeihlichen, Schwachheits-, Bosheits- und Tod-sünden, begangen von jungen und alten, männlichen und weiblichen Scriblern jedes Standes und jedes Gewerbes, in Prose und in Versen.

Wir müßten allerdings grade so kategorisch-unbedingt und apodiktisch-gewis von der innern Güte oder vielmehr Vollkommenheit unseres Versuches überredet seyn, als es einige der neuesten Philosophen von der allesübertreffenden Wichtigkeit und Gründlichkeit ihrer kleinsten Journal-Bruchstükke sind: wofern wir jenes Werklein für

das alleinige Schöpfungsmittel dieser schriftstellerischen Fruchtbarkeit halten wollten.

Denn auf den Fall müßten unsre trocknen Regeln die ganze und vielleicht noch eine größere Befruchtungskraft in dem Reiche der Geister wirklich haben, welche Herr Fischer in allen Journalen und Zeitungen von seinem Befruchtungsmittel für das Pflanzen-reich nur verspricht.

Wir — obgleich nicht ohne alles Gränchen billigen Selbstgefühls von dem Werth und der Brauchbarkeit unseres Werkchens — dennoch nicht ganz so stolz, wie jene Herren Philosophen, und lange nicht so grossprecherisch, als der welt-bereichernde Oekonom in Magdeburg — geben einen großen und vielleicht den größeren Theil des erwünschten Segens, mit welchem unsere Bemühungen pro patria litteraria gekrönet worden, an Diejenigen zurück, denen er auch eigentlich gebührt, an die schlechten Schriftsteller und ihr unerschöpfliches Genie. Denn, wie in jeder großen Kunst, so auch in der Kunst, schlecht zu schreiben, bleibt das meiste und das wesentliche desjenigen, was zu leisten ist, immer dem eigenen Genie des Künstlers überlassen: welches wir auch in unserm philosophisch-kritischen Versuch schon erinnerten, und wegen der psychologischen Richtigkeit und Wichtigkeit der Bemerkung hier wiederholentlich einschärfen. Denn alle Regeln einer genialischen Kunst, und insbesondere auch der, schlecht zu schreiben, so vollzählich aufgestellt, so gründlich entwikkelt und deutlich vorgetragen sie auch seyn mögen, sind doch immer nur Wegweiser mit hölzernen Armen und Fingern, wie wir sie da auf den Landstraßen erblikken: sie zeigen den Weg, ohne ihn uns zu führen; und sagen uns, selbst stumm und ohne Bewegung, wie weit wir

gehen sollen: wer keine Füße hat, bleibt auch an dem mit dem Pinsel eines Rubens oder Raphaels bemahlten Wegweiser, und auf der richtigst-beschriebenen Landstraße, hülflos liegen.

Das Verdienst unseres philosophisch-kritischen Versuchs um die neuesten Kraftäußerungen schriftstellerischer Fruchtbarkeit der Teutschen sey indessen so klein oder so groß, als es immer wolle, so beweiset diese erstaunenswürdige Fruchtbarkeit doch wenigstens, wie allgemein beliebt und wie emsig-geübt diese vorgetragene Kunst in unserm lieben Vaterlande ist. Wir sezzen nämlich die Ausdrükke „beliebt und geübt“ hier nicht des Reims wegen zusammen: denn einige Worte oder wohl ganze Zeilen und Abschnitte des bloßen Reims wegen zu schreiben und drukken zu lassen, ist, wie bekannt, einzig den Dichtern erlaubt: dagegen wir die reinste, klärste, nach Wort und Sinn unmisverstehbarste, aufrichtigste Prose schreiben: und daher auch jene, in der Prose ungewöhnliche, euphonische Zusammenstellung der Wörter uns nicht anders als aus den bestimmtesten Absichten des Nachdrucks und der Bedeutsamkeit erlaubt haben können.

Denn wenn wir auf jedes der in den beyden leztern Messen geschriebenen 2299 elenden Bücher auch nur dreyhundert Leser rechnen; (und wer weis es nicht, auch ohne Süßmilchische Tabellen für die Schriftstellerwelt, die wir selbst vielleicht dereinst noch liefern, daß schlechte Autoren gegen gute mit neunzig Lesern auf hundert wuchern, und, wie kleine Tabagisten, mehr Gäste haben, als vornehme Wirthe?) welche ungeheure Menge geschmackloser Leser ergiebt sich nicht auch aus dieser, offenbar zu niedrig angesezten, Zahl? eine Menge, deren arithmetische Berechnung wir lieber der Einbildungskraft des

Lesers überlassen, als hier selbst ausdrücklich aufstellen wollen: auf welche aber unsre teutschen Scribler nicht minder selbstgefällig und hofnungsvoll herablächeln können, als der gaukelnde Quacksalber auf den um seine bunte Bude herum versammleten zahllosen Volkshaufen, dem er für einige Groschen die Pillen feil bietet, mit welchen er den Tod verscheucht.

Daß wir aber die Anzahl schlechter Bücher in Teutschland so haarscharf bestimmen können; dies wird den geneigten Leser nicht befremden. Denn wir erhalten allhalbjährlich von einem der hiesigen litterarischen Proviant-commissarien, wir wollen sagen, berühmten Vorsteher einer Lese-bibliothek, den Auftrag, ihm in das große Bücher-Heu-magazin den jedesmaligen Meswuchs des wohlfeilsten Heus und Strohs zu liefern: dessen Auswahl uns auch bey dem ungeheuren Vorrath dieser Gattung nie schwer werden kann. Und wenn wir zu Zeiten das Unglück haben, hier, dort, ein oder ein Paar Pfunde von dem besseren Jahres-wuchs darunter zu mischen: so unterscheidet es die feine Nase des Herrn Proviant-Commissarius nur zu bald, und sendet uns dasselbe mit Protest zurück; nachdrücklich bedeutend: „dergleichen tauge nicht für das Lese-vieh an seiner Krippe." Dagegen müssen wir auch aufrichtig gestehen, daß wir, verführt durch die mit den Anschlage-zettelchen mancher großen und berühmten Schriftsteller-namen plombirten Ballen geistiger Fourage, dem Herrn Entrepeneur, nicht selten wenigstens, sehr gutes Heu oder wohl gar den feinsten Canadischen Haber zu überschikken glaubten; unterdessen es reines, klares Heu, und mitunter sehr verlegenes, war.

Wer mag es uns nun noch verargen, die Kunst,

schlecht zu schreiben, eine allgeliebte und all-geübte Kunst zu nennen!

Da also Schriftsteller ihr Publikum, so wie große Demagogen das Volk, nur auf zweyerley Art beherrschen können, nämlich, entweder dadurch, daß sie dasselbe mit kühnen Ideen, glänzenden Projekten, und unerreichbaren Idealen unterhalten; oder aber sich in jede seiner tiefgewurzelten, oder augenblicklich-aufwallenden Lieblingsleidenschaften fügen, diesen schmeicheln, diese befriedigen: so ist es ganz natürlich, daß wir, deren Herz auch — wenigstens einigermaßen — der erhabenen Wonnegefühle empfänglich ist, mit welchen der Beyfall des Publikums Autorherzen beseliget, jenes allgemeine und brennende Interesse der teutschen Lese- und Schreibe-welt günstig zu benuzzen suchen: denn ob wir zu unfähig oder blos zu edelmistrauisch auf unsre Kräfte sind, unter den beyden angezeigten Wegen litterarischer Demagogik allenfalls auch den erstern zu bewandeln, das wollen wir, aus bloßer Bescheidenheit, für jezt weislich unerörtert lassen.

Hieraus ist also von selbst klar, warum wir der Theorie der Kunst, schlecht zu schreiben, so einzig unsern Fleiß und Scharfsinn widmen, und dieselbe noch in einer zweyten Abhandlung nach ihren obersten Grundsäzzen, vielseitigem Zusammenhange mit andern wichtigen Wahrheiten menschlichen Wissens und Handelns, und entferntesten Resultaten, bis auf den Boden zu erschöpfen suchen.

Aber auch nur Eine Abhandlung haben wir zu diesem großen Zweck bestimmt.

Denn da wir mit uns selbst übereingekommen, noch einige andre höchst fruchtbare Strekken des unermeslichen Gefildes menschlicher Thorheit zu durchwandern und mit

der diogenischen Laterne zu beleuchten: so müssen wir sorgfältig bedacht seyn, unser kleines Lichtstümpfchen von Talent (wofern es anders auch nur dieses Namens werth ist) nicht, wie es einige schwelgerische Genießer mit dem Lebenslicht machen, von beyden Enden zugleich anzubrennen.

Damit wir also nicht die Herren Philosophen von der neuesten Mache nachzuahmen scheinen, die über der erhabenen reinen Vernunft die niedrige und unreine, aber nur desto gründlichere Erfahrung, über ihren transcendentalen Denkformen die materiellen Realitäten psychologischer Beobachtungen, und über dem ersten Princip der moralischen Pflichten-lehre die Erklärung, und noch mehr als diese, die Ausübung der besondern Pflichten der Moral, vorzüglich aber die der Bescheidenheit und der brüderlichen Vertragsamkeit, vergessen: so wollen wir nunmehr die in dem philosophisch-kritischen Versuch von uns aufgestellten allgemeinen Regeln auf die unter den Teutschen glücklichst-bearbeiteten Gattungen schriftstellerischer Geisteserzeugnisse anwenden.

Und hieher rechnen wir Gedichte, Schauspiele, Romane, Avtobiographien, Reisebeschreibungen, transcendental-philosophische und unmoralisch-moralische Schriften, Schriften für Kinder, Prediger-magazine, Journale, Allmanache, Taschen-büchlein und Rezensionen.

Denn obgleich die Kunst, schlecht zu schreiben, in jeder nur erdenklichen Gattung geistigen Machwerks höchst anwendbar ist: so hat sie doch auch, wie jede große Kunst, gewisse eigenthümliche Gegenstände, in deren Bearbeitung sich das Talent in seiner vollen Größe verherrlichen und die Glorie seiner Genialität strahlen lassen kann.

Ueberdem ergreift das Genie der schlechten Schriftsteller, wie jedes andre Genie, wofern es anders von der Natur bestimmt ist, vor den Augen einer staunenden Welt zu glänzen, und nicht, wie ein Licht hinter dem Scheffel, zu brennen, diejenigen Gegenstände allemal mit besonderem Enthusiasmus, für welche sich das lesende Publikum als Lieblingsthemen interessirt.

Denn das Lese-publikum, und insbesondere unser teutsches, hat darin eine auffallende Aehnlichkeit mit den schwangern Weibern, daß es in seinem geistigen Appetit wunderbar-veränderlich ist: indem es sich, grade wie diese, an den ungeniesbarsten und unnatürlichsten Dingen als an Lekkerbissen ergezt, und sie mit unersättlichem Heißhunger hinunterschluckt. Und doch hat es zu seinen fantastischen Appetitwechseln von einer Leipziger Messe bis zur andern, nicht, wie die schwangern Weiber bis zur Niederkunft, volle neun, sondern nur sechs Monate Zeit.

Da indessen, in unsern Tagen der Aufklärung, die Lese-sucht fast noch allgemeiner ist, als die, nach dem Zeugnis der Aerzte, unter jungen Leuten immer mehr herrschende Wassersucht: (denn beyde Krankheiten sind sich darin gleich, daß sie, wie diese den Körper, so jene den Geist, mit nahrungslosem Wind und Wasser hoch aufschwellen, und den Patienten mit unstillbarem Hunger plagen) so dürfte es schwerlich irgend eine Gattung schriftstellerischer Arbeit geben, in welcher die Kunst, schlecht zu schreiben, sich besonders verherrlichen könnte, die von dem teutschen Publikum nicht mit rastloser Begierde gesucht würde.

Die schlechten Schriftsteller erfreuten sich seit der Epoche der Boileau's und Pope'n keiner glänzendern Aufmunterungen, als in unsern Tagen: so wie auch unsre gründliche Bearbeitung des theoretischen und praktischen

Theils der Kunst, schlecht zu schreiben, zum Frommen des Publikums, und zu unserm eigenen Autor-Ruhm, zu keiner andern Zeit als eben izt, unter günstigern Adspecten erscheinen konnte.

Möge sich aber ein schlechter Schriftsteller aus den eben-aufgestellten Rubriken der vornehmsten Gegenstände seiner Kunst zum Ziel seiner geistigen Kraftäußerungen wählen, welche er wolle: drey Cautelen hat er bey jeder Gattung zu beobachten: ja die Beobachtung derselben allein schon kann ihn zum Range eines der beliebtesten und gelesensten Schriftstellers erheben.

Die erste dieser Cautelen ist: daß er, ungeachtet alles Widerspruchs seiner natürlichen Fähigkeit, sich in die Manier des Ideengangs und der Schreibart irgend eines großen und allgemein-gelesenen, (wenn gleich eben deswegen nicht auch immerverstandenen) Schriftstellers hineinzwinge: und dann in dieser Manier alle und jede noch so verschiedenartige Gegenstände bearbeite!

Einem ächten Genie für die Kunst, die wir lehren, ist es eben so leicht, sich in jede mit jeder Messe neuaufkommende und neubeliebte Manier zu fügen, als gewissen wirthlichen Damen, immer nach der neuesten Mode gekleidet zu seyn: die Rose, die sonst an der rechten Seite stand, wird in diesem Monat an die linke gesezt: der neu-gewaschne Schleyer anders gefaltet: in die neu-geknisste Schürze ein paar Blumen mehr gestickt, u. s. f.

Wir erklären uns gleich deutlicher.

Gesezt zum Beyspiel, ein Schriftsteller, wie der Verfasser des Geistersehers, des Abfalls der vereinigten Niederlande,

lande, der Abhandlung über Würde und Anmuth u. s. f. glänzt durch Erhabenheit und Schwung der Ideen, durch Kühnheit des Ausdrucks, und immer-gleiche Energie der Darstellung. Kaum hört ein Genie der Kunst schlecht zu schreiben, einen solchen Autor in Rezensionen rühmen, in allen größern und kleinern gelehrten Cotterien von geistreichen Damen einen allerliebsten, von den Männern einen göttlichen Schriftsteller nennen: sogleich wälzet sich (um in der Kraftsprache der Genies zu reden) in seinem großen Geist der Entwurf zu einem ähnlichen Werk und in derselben Manier.

Gesund ist der Schreibe-finger: unerschütterlich das Selbstvertrauen auf seine Autor-Talente: undenkbar seine Unverschämtheit: der gewisse Beyfall des Publikums begeistert ihn. Ist es Wunder, wenn ihm, bey diesen Talenten, bey diesen Aufmunterungen, die Alphabete strömen, wie Schiller'n kaum die Bogen flossen? Was dieser furchtsam hoffte, dessen erfreut er sich im triumphirenden Vollgenus. Und nicht umsonst!

Denn unfehlbar sind die Kunstgriffe, durch welche er sich den Beyfall des teutschen Publikums gewisser noch, als Schiller selbst, versichert.

Schillers Erhabenheit dunset unser feinere Kenner der Lese-welt zum Schwulst auf: sein Schreckliches schwillt unter dieser Feder zum Gräslichen: seine leisen Schauer werden nervenzerreissende Convulsionen: jeden Lichtstrahl der Schillerschen Metapher flammt er zur Sonne: jeden Tropfen seines Gleichnisses schwellt er zum Strom: Schiller wagte glücklich-kühne Inversionen: er radebrecht die Sprache: Schillers Darstellung war weise-energisch; die Darstellung unseres Autors ist genialisch-vollkräftig. Der stümpfesten Empfindung ist diese höhere Gat-

tung des Erhabenen, diese haarsträubende Gräßlichkeit, eindringlich. Der unerfahrenste Kenner des Stils fühlt es, daß diese sinnlosen Metaphern, diese abentheuerlichen Gleichnisse, diese Verstümmelungen der Grammatik, die ächte Sprache kühn-kräftiger Natur und eines über-erhabenen Genies sind.

Wer kann, wer will noch zweifeln an dem lautesten Beyfall des teutschen Lese-publikums? und wer dran zweifelt, den belehre die That!

Das Werk unseres Autors erscheint: wird gelesen, verschlungen: keine Toilette eines galanten Dämchens, kein Puderstuhl eines galanten Herrn, auf dem es nicht angetroffen wird: jede öffentliche Lese-bibliothek braucht ein Duzend Exemplare, um der unaufhörlichen Nachfrage Gnüge zu thun.

Die nächste Messe erscheint: und, mit ihr, eine neue, verbesserte und vermehrte Auflage des großen Geniewerks, mit dem Versprechen eines zweyten Theils.

Unterdes liegt Schillers Geisterseher seit sechs Jahren im Publikum, und erwartet seit zwölf Messen vergebens, was der Gespenster- und Geister-geschichte unserer Letter-helden (so nennen die Holländischen Dichter große Schriftsteller) so gleich in der zweyten zu Theil ward.

Die zweyte Cautele des schlechten Schriftstellers betrift die besondern und herrschenden Lieblingsideen des Publikums, (z. B. unbändiger Hang zu Freyheit und Zügellosigkeit, Unzufriedenheit mit den Regierungs-verfassungen, Schmähungen gegen Könige und Minister, grobe Verhöhnung der Religion und ihrer Diener, u. s. f.) und geschickte Einschmiegung der Iden und

Darstellungs-art des Werkes in diese herrschenden Vorstellungen.

Diesem Kunstgriff der Einschmiegung in die genannten Lieblingsideen des Publikums verdanket der bey weitem größere Theil der Verfasser der Ritter-romane den unbegränzten Beyfall, womit dasselbe, ohngeachtet aller Warnungen und strafenden Vorwürfe weiser Kritiker, nach Werken dieser Gattung noch immer gierige Hände ausstreckt.

Bey den gräslich-schaurigen Gemählden von den blutigen Vehmgerichten denkt sich der demokratische Leser so leicht die verrätherischen Plane der fürstlichen Cabinette; bey den geheimen Bündnissen der Ritter für Freyheit und Recht jakobinisch-patriotische Gesellschaften zu Abschaffung der Könige und Umstürzung der Thronen; bey den Befehdungen reicher Kaufleute von ritterlichen Räubern und ihren Schildknappen die Plünderungen der Reichen und Vornehmen, gemäs dem erhabenen Naturgesez der Freyheit und Gleichheit: die viehisch-geilen Mönche und satanisch-tükkischen Pfaffen der abentheuerlichen Erdichtung schafft er, mit einer kleinen Wendung der Einbildungskraft, zu den Pastoren und Predigern seines Wohn-orts um: und so — liest und empfindet er gewissermaßen mehr in das Werk des Schriftstellers hinein, als aus demselben heraus: denn das leztere würde, und wär' es noch so viel, immer nur herzlich-wenig seyn.

Je gräulicher die Scenen des Romans, je satanischer die Charaktere, je abentheuerlicher die Begebenheiten, je roher und ungeschliffener Sprache und Ausdruck: desto leichter — die Erschütterungen oder vielmehr Zukkungen

einer so angeregten Einbildungskraft; desto gewisser der unbedingte Beyfall des Lese-publikums.

Da aber unter allen Lieblingsneigungen der Menschen keine allgemeiner, zu allen Zeiten, und von der der ersten Leipziger Messe, welche war, bis zur lezten, welche seyn wird, herrschender, keine gleichsam in alle Fasern der Natur tiefer eingewurzelt ist, als der Geschlechtstrieb: so muß ein Genie in der Kunst, schlecht zu schreiben

Drittens, sein Geistesprodukt vor allen andern mit den mannigfaltigsten und verführerischesten Scenen und Gemählden eines epikurischen Pinsels auszustatten suchen.

Diese Regel ist so wichtig, daß selbst große Schriftsteller aller schreibenden Nazionen, die allgemein-gelesen seyn wollten, dieselbe auch fast allgemein beobachteten; und ihr beynahe mehr, als allen übrigen gründlichen Schönheiten ihrer Werke, den ungetheilten Beyfall verdankten, dessen sie genossen. Ein einziges ächt-üppiges Gemählde entschädiget die Leser für ganze Seiten und Bogen voll feiner Psychologie, gründlicher Reflexionen, erhabener Maximen, und treffender Charakteristik des Geistes und Herzens. Denn diese verhalten sich, nach ihrem Gefühl, zu jenen, wie die Langeweile zum Vergnügen, wie die Traurigkeit zur Freude.

Auch wird man in den Exemplaren der Lese-bibliotheken Scenen der Ueppigkeit immer sorgfältig unterstrichen, oder mit einem „herrlich! entzükkend!“ am Rande begleitet; den moralischen aber, reflectirenden und charakte-

rischen Theil des Werks wenig zerrieben, und nur zu oft unaufgeschnitten finden.

Jene großen Schriftsteller könnten freilich scheinen, sich dieses kleinen Kunstgriffs blos um der allgemeinen Schwachheit des Fleisches willen bedient zu haben; um das leichte Publikum durch die lachenden Gärten Epikurs in die ernsten Fruchtgefilde platonischer oder rousseauischer Weisheit unvermerkt herüberzulokken: und bey einigen derselben könnte dies in der That die wahre Absicht gewesen seyn *).

Aber den mehresten unter denen, die sich jenes unschuldigen Kunstgriffs bedienten, durch dieses, etwas unedle, Mittel die Menschheit zur Veredelung zu leiten,

---

*) Einen Namen, wie Wieland, spricht auch der Satyriker nicht anders, als mit Ehrfurcht aus: denn dem ächten Satyriker ist, wie dem rechtschaffenen Mann, nur das Unedle unedel; und er geisselt dasselbe nur deswegen, als solches, weil ihm alles Edle edel ist. Es dörfte schwer seyn, ein unmittelbar-moralisches Schriftsteller-werk aufzufinden, welches den Charakter der edelsten Absichten seines Verfassers so unverkennbar an der Stirne trägt, als Wielands unsterblicher Agathon: selbst die wenigen Scenen, die der strenge Moralist schlüpfrig nennen möchte, besonders aber die des Agathon mit der Danae, haben, in dem Totaleindruck, ein gewisses Edles, sind durch die Situazionen des darzustellenden Helden so nothwendig herbeygeführt, durch die dabey handelnden Personen, ihre Absichten und alle Bestimmungsgründe, in ein so vortheilhaftes Licht gestellt, durch die edle Reue von beyden Seiten so — ich möchte sagen — moralisch-befriedigend entschuldiget, daß der große Dichter auch in moralischer Rücksicht, wegen dieses seines allübertreffenden Meisterwerks, den edelsten Bildnern der Menschheit zugezählet werden kann. Daß wir aber einem Theil seiner Gedichte unsre Rechtfertigung versagen, dies wird er selbst nicht misbilligen: so wie auch dies nicht, daß wir jener Art von Schilderungen eine eigentlich-moralische Wirksamkeit absprechen. Derjenige unter den besten Schriftstellern Teutschlands, der wegen der Einmischung des Geschlechtstriebes bis zur Beleidigung des feineren Anstandes die gerechteste Rüge verdient, ist ohne Zweifel der wizzige Verfasser des III, IV, und V. Bandes der Reise nach dem südlichen Frankreich, die, eben durch ihre weit ausgesponnenen, und oft so gar den epikurischen Leser langweilende, Liebeleyen, mit Ausnahme weniger Stellen, der ersten zwey Bände fast unwürdig sind.

und dieselbe, mit etwas Schmuz, von anderweitigen verderblichern moralischen Flekken zu reinigen, sieht man es doch fast zu sehr an, daß sie, wie Eva, den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses viel lustiger anzuschauen finden, als den Baum des Lebens; und, nachdem sie, gleich der Mutter aller Lebendigen, von dem verbotenen Apfel zu viel und zu lüstern-gierig verschluckt, ihrem Leser, wie Eva ihrem Manne Adam, auch davon geben: der dann auch so gerne davon isset.

Vergebens wendet man ein, daß die den üppigen Schilderungen vorhergegangenen und nachfolgenden moralische Maximen, philosophische Lehren und moralische Warnungen dem Leser unmisverstehbar den moralischen Gesichtspunkt anzeigen, aus welchem er jene Scenen anzusehen habe. Der gröste Theil der besser-unterrichteten Leser hält sich an diese als den Kern, und läßt die Schaale liegen.

So oft wir moralische Schriftsteller die Menschen durch lebhafte Schilderungen des Lasters zur Tugend, und insbesondere durch unmoralische, üppige Gemählde zur moralischen Veredlung leiten sehen: so fällt uns der Kupferstich eines alten Romans ein, betitelt: „Der von seiner Schönen begünstigte, aber für seine Sünden schrecklich-abgestrafte Lord. Verlegts Fellgiebel 1731." Hier hat der Kupferstecher den moralischen und den unmoralischen Theil des Werks auf folgende erbauliche Art dargestellt: „Auf der obersten Hälfte des Blatts erblickt man eine etwas stämmige Schöne mit hoher Fontange, weitschwimmendem Fischbein-rock, und bunt-gestickter Schürze, das Knie entblößt, die Brüste hochaufgebläht, die Augen halbgebrochen von wohllüstiger Trunkenheit — zu ihren Füßen

den schmachtenden Lord mit einem gewaltigen Treßenhut, langen Manschetten, ungeheuren Ermeln, und spießartigem Degen. Die untere Hälfte des Blatts dagegen zeigt uns den Lord, einem Gerippe ähnlich, im Hospital auf dem Siechbett; neben ihm ein Andachtsbuch, zur Linken den Arzt, zur Rechten den Prediger."

Man wird uns ohne Widerrede Recht geben, daß alle psychologische Zergliederungen, alle tiefgeschöpfte Reflexionen über Menschen-elend und Menschen-glück, alle moralische Belehrungen über Lebensweisheit und Lebensgenus, mit welchen die geschmackvollsten und edel-denkendsten unter unsern neuern Roman-schriftstellern ihre unbestreitbar-genialischen und in ihrer Gattung meisterhaften Werke ausgestattet, in Rücksicht ihres moralischen Zwecks noch lange nicht an die höchst-populäre und kräftige Moral auf der untern Hälfte des Kupferstichs reichen. Denn in den neuern Romanen dieser Gattung behält der Held doch meistentheils gesunde Arme und Beine — bleibt immer noch wenigstens ein sehr anständiger Mann — raisonnirt, politisirt, moralisirt gar vortrefflich — und wird am Ende so gar ein erhaben-denkender Kosmopolit. Wie aber wirkt auch jene höchst populäre und höchst kräftige Moral neben der obersten Hälfte des Kupferstichs selbst auf die unverderbtesten Menschen? Die Einbildungskraft des Lesers mahlt sich die Scene der Ueppigkeit mit voller Lüsternheit aus: und bey dem flüchtigen Blick auf „den für seine Sünde schrecklich-abgestraften Lord" zuckt er mit einem „der arme Schelm!" die Achsel, und lacht.

Dies ist die Geschichte aller m o r a l i s c h e n T e x t e mit u n m o r a l i s c h e n C o m m e n t a r e n; man überschlägt den Text über dem Commentar: der Autor w u c h e r t Beyfall; die Moralität des Lesers v e r a r m t.

Aus allem aber erhellet, wie unaussprechlich wichtig unsre dritte Cautele für ein Genie in der Kunst, schlecht zu schreiben, ist. Die alleinige Beobachtung derselben kann alle und jede Fehler des ästhetischen, psychologischen, und moralischen Theils seines Werkes reichlich ersezzen, oder wenigstens hinlänglich entschuldigen.

Denn überhaupt kann und darf es jedem Schriftsteller, der um den Beyfall der Leser am eifersüchtigsten buhlt, an der Moral grade am wenigsten gelegen seyn. Den Lesern ist es fast durchgängig eben so lästig, Moral, und wäre sie die reinste, die edelste, zu lesen, als schwer, sie zu üben. Sie ist ein leidiger Zuchtmeister, dessen bloßen Anblick, dessen bloßen Namen man nicht ertragen, und am wenigsten dann ertragen kann, wenn man sich, um in der gewöhnlichen Sprache zu reden, blos unterhalten, das heißt, mit seinem moralischen Ich tändeln will. Und wie wenige lesen anders, als in solchen Augenblikken? Was sind unsre Lesereyen, was alle unsre schönen Künste, Dichtkunst, Schauspiel, Musik u. s. w., was sind sie anders, als moralische Kinderklappern der Erwachsenen?

Der edle Mendelsohn bemerkte einst mit Unwillen, daß eine seiner kleineren Töchter einzig Romane las. „Da! lies einmal auch etwas besseres", ruft er der kleinen Leserin, und reicht ihr einen Band unterhaltender moralischer Erzählungen. Das Mädchen blättert ein paar Seiten durch, und — immer noch nichts für ihr kleines Herzchen, noch nichts von lieben und geliebt werden: „Pfui! Papachen, Moral!" ruft sie dem philosophischen Vater mit weinerlichem Ton entgegen, und legt ihm das Buch, ungelesen, auf den Schreibtisch.

Wir zweifeln billig, ob diese Mendelsohnsche Tochter,

wenn sie heran gewachsen, jemals einen gründlichern Lese-geschmack angenommen haben wird: oder — sie müßte auf diesen Fall zu den auserlesensten unter den zehntausenden ihres Geschlechts und des gesammten Lese-publikums gehören: welches wir aus derjenigen Gefälligkeit, die man den Damen schuldig ist, hier wenigstens als möglich annehmen wollen.

Aber gewis! unser Lese-publikum ruft, wie das kleine Mädchen ihrem Vater, seinen Autoren zu: „Pfui! Leutchen, Moral!“

Das Genie in der Kunst, schlecht zu schreiben, weis also nunmehr, welche Regeln es in jeder Gattung seiner originellen Kraftäußerungen zu beobachten hat, um dadurch, wie mit diamantenen Banden des Fatums, den Beyfall des teutschen Lese-publikums, unentreißlich an seine Werke zu fesseln.

Denn an der Gewisheit dieses Beyfalls und an dem günstigsten Erfolg seiner, unsern weisen Regeln entsprechenden, Bemühungen darf es keinen Augenblick zweifeln: der unwiderleglichste Beweis dafür ist die große Menge neuer geistlichen Viktualien-Händler, wir wollen sagen, jungen Buchhändler, welche, ohngefähr seit zehn Jahren, in allen großen und kleinen Städten unseres lieben Vaterlandes ihre Schilde ausgehängt, und ihre Existenz, so wie ihre Subsistenz, oft einzig dem Verlag und Verkauf solcher Geistesspeise verdanken, die von Minervens weisen Speise-meistern nach unsern erprobten Regeln zubereitet worden: unterdes so manche andere, zum Theil ältere Zunftgenossen der Minervalischen Gilde, die, wir wissen nicht, aus welcher grillenartigen Gewissenhaftigkeit, dem winzigen Lese-publikum nur nahrhafte Speisen darbieten, Gefahr laufen, mit allen ihren saft-

und kraftvollen Viktualien im Laden, zu verhungern.

Aber wir verweilen fast zu lange über den allgemeinen Regeln; und über dem Wie? und Warum? ihrer Wirksamkeit. Denn so sehr auch die Erörterung des Cur? et quomodo? zur logischen Gründlichkeit unserer Abhandlung gehört; so dörfte doch den schlechten Schriftstellern, für welche wir eigentlich unsern philosophischen Kiel in Bewegung sezzen, mit Erläuterungen dieser Art am wenigsten gedient seyn. Solche Genies zielen immer nur auf das Ding selbst, und auf das wahre Wesen der Sache; die Form der Sache, und die Gründe der Dinge, kümmern sie nicht. Auch ist es von selbst klar, daß, wenn sie ja so unglücklich werden sollten, sich um Form und Gründe der Dinge nur einigermaßen zu bekümmern, sie sich dadurch auf der Stelle unfähig sehen würden, in der großen Kunst, schlecht zu schreiben, etwas zu leisten.

Wir nehmen also nunmehr alle unsre Kräfte zusammen, und zergliedern die besondern Regeln für die besondern Gegenstände der Betriebsamkeit schlechter Schriftsteller.

Und wie beginnen wir hier schicklicher als mit derjenigen Gattung, die, wegen ihrer Baven und Maevien, schon bey den Alten berühmt war, bey den Alten, die doch in jeder Art von Kunst und Wissenschaft die ewigstrahlenden Muster der Schriftsteller sind?

Ja, wie beginnen wir schicklicher, und würdiger, als mit der Dichtkunst, in neuern Zeiten genannt die Kunst zu reimen und Sylben zu zählen?

A Jove principium. Virgil.

Daß ein Poet geboren seyn müsse, (Poeta nascitur, non fit) ist eines der vielen Apophthegmen, die, zu

gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen, gar sehr richtig seyn können; die man aber, ohne offenbaren Verstoß gegen die wirklichen Verhältnisse der Dinge, nicht zu apodiktischen Allgemeinsäzzen erheben muß.

Homer zum Beyspiel, der, so viel wir wissen, keinen Dichter zum Vorgänger hatte, mußte allerdings ein geborner Dichter seyn: denn von wem sollte der gute Mann borgen, in seinem so armen Zeitalter?

Gleich traurig war auch das Schicksal anderer so genannten großer Dichter der Griechen in andern Gattungen der Dichtkunst, z. B. Pindars in der Ode, Sophokles im Trauerspiel, Menander's im Lustspiel: alle mußten durchaus von der Natur selbst mit angebornen Dichtertalenten ausgestattet seyn, wofern sie in dem Tempel des ewigen Ruhms Werke aufstellen wollten, vor denen die bewundernde Nachwelt kniet.

Nachdem aber durch diese und einige andere Genies die Form der von ihnen bearbeiteten Dichtungsarten für immer bestimmt war: so hatten diejenigen, die nach ihnen kamen, nichts weiter zu thun, als Idee und Ausdruck denen in den Werken jener Genies, als eben so viel mechanische Abdrükke, mit kleinen unbedeutenden Abänderungen, als z. B. der Namen der im Heldengedicht oder in der Ode besungenen, oder in dem Trauerspiel oder Lustspiel handelnden Personen, nachzubilden.

So — haben Virgil den Homer, Horaz den Archilochus, Terenz den Menander, der Tragiker Seneca den Sophokles nachgeahmt, und oft — wer weis es nicht? — wörtlich übersezt.

Denn wenn gleich gelehrte Kritiker, z. B. ein Heyne, ein Wolf, ein Voß, behaupten wollen, daß die Werke wenigstens einiger unter den genannten Römischen Dichtern

den unverkennbaren Stempel des Original-genies tragen, und daß ihre Nachahmung der griechischen Muster nicht anders anzusehen sey, als ein zufälliges, aber geschmackvoll-künstliches Gewand, in welches sie ihre Original-ideen und Empfindungen eingekleidet: so rechnen wir mit allen denen, welche ästhetische Kunstwerke, nach den neuesten philosophischen Grundsäzzen, a priori, das heißt, aus der Luft, und nicht, a posteriori, oder aus gründlicher Kenntniß beurtheilen, diese und ähnliche Behauptungen billig zu denjenigen, welche durch scholastische Grillenfängerey und fanatische Bewunderung der Alten, zum Verdruß und Aerger aller Flach- und Leer-Köpfe, erzeugt worden. Dagegen behaupten wir nach unserer subjectiven, aber nur desto apodiktischern Ueberzeugung, das heißt also, aus Gründen, die nur den genialischen Denkern einleuchten können, daß die angeführten Dichternamen allen Ruhm, dessen sie genießen, einzig dem treuen und gewissenhaften Gebrauch derselben Gleichnisse, Metaphern, Sentenzen, Wendungen und Sylbenmaße der Genies verdanken, die in der von ihnen gewählten Gattung gros waren.

So — in den Zeiten der Römer, diesen Jahrhunderten der Unkultur oder wenigstens der sehr eingeschränkten Kultur: so — noch vielmehr in unsern Tagen, wo die allgemein-verbreitete Kultur in alle und jede Verhältnisse des menschlichen Lebens einen gewissen geistigen Mechanismus eingeführt hat, durch welchen alle und jede Geschäfte unseres Denkens und Handelns unendlich erleichtert werden: so daß man zu unserer Zeit alles das mit dem geringsten Aufwand eigener Kraft des Denkens oder des Wollens, ja, was noch mehr ist, mit ganz fremden Kräften, zu Stande bringen kann, wozu in

den Zeiten der Unkultur oft eine ungeheure Summe von Talenten des Geistes oder von Thatkraft des Willens erfordert ward.

Die Louis regierten, wenigstens bis auf die Epoche der französischen Revolution, durch ihre Premier-minister, mitunter auch durch gewisse — minder ansehnliche Substituten: Minister befahlen und schrieben durch ihre geheimen Secretairs: Prediger sagen der versammleten christlichen Gemeine die geistlichen Reden eines Tillotson, Blair, Maßillon her: Philosophen commentiren, und abregiren, beleuchten oder verdunkeln, das neueste System irgend eines berühmten Tiefdenkers; ja, oft auch ohne nur diese Verdienste zu haben, schimpfen und verläumden sie blos alle Andersdenkenden.

Und doch nannte man jene Großen der Erde immerfort Selbst-herrscher; diese Unterschreiber der Edikte und Mandate ihrer Geheimen Secretaire hoch-weise und patriotische Staatsmänner; diese nachbetenden Papageyen heißen große Redner; diese systematische Kategorien-Canzellisten — Original-denker.

Und nun frage ich, triumphirend, wie ein alter Magister, wenn er einem neun-häufigen Sorites mit dem Ergo des zehnten Syllogismus die Krone aufsezt: was den Großen und Gewaltigen der Erde, was den Herren an der Wage der Themis, den Priestern im Tempel, den Philosophen auf dem Catheder erlaubt, und mit so viel Ruhm erlaubt ist, soll einem neuern Dichter nicht erlaubt seyn? das soll ihn entehren? er allein soll selbst denken, selbst empfinden? Er allein ausgeschlossen seyn von dem all-beseligenden Einflus der Cultur, und der Benuzzung ihres schäzzenswürdigsten Products, des geistigen Mechanismus?

Aus allem bisher Gesagten ziehen wir nun endlich folgendes probate Recept zu Anfertigung eines Gedichts jeder Gattung:

„So oft du mit einem oder zwey Bändchen Gedichten — heroischer, lyrischer, elegischer, erotischer, sentimentalischer. u. s. f. Art die Welt beglükken willst: so breite die vortrefflichsten und gelesensten Dichterwerke der zu bearbeitenden Gattung auf dem Schreibtisch um dich her: wähle dir irgend einen der besungensten und eben deswegen leicht-besingbarsten Gegenstände, z. B. an die Liebe, an ein Mädchen, an den Mond, den Frühling, die Trennung u. s. f. suche vor allen die reinfließendsten Reime, z. B. lieben und trieben; küssen, müssen; Musen, Busen; (Reime, an welchen Ramlers Feile selbst nichts mehr zu feilen findet): spähe dann die zu dem gewählten Gegenstande passenden Gleichnisse, Bilder und Sentenzen aus allen dir vorliegenden Dichtern zusammen: verbinde sie, unbekümmert um den Sinn oder Total-eindruck, aber mit der gewissenhaftesten Rücksicht auf Reim und Sylbenmaas: mache das Erhabene schwülstig, das Herzliche flach, das Naive leer, das Wizzige aberwizzig, das Rührende gräslich, das Zärtliche weinerlich-empfindsam: und lasse sie dann — und wär's auch ohne Honorar (Musae non auro viles) auf fein Papier, mit Didotschen Lettern, mit Vignetten geziert, und von irgend einem Stadtmusikus componirt, allenfalls auch mit einem langen Pränumerazionsverzeichnis von nicht-existirenden Pränumeranten versehen, in die Welt hineingehen."

Bey dem Nachschlagen der fremden Dichterwerke hat man nur dies zu verhüten, daß man ja nicht irgend ein Gedicht oder irgend eine Stelle eines Gedichts mit kritischem Blick durchlese, oder mit voller Energie des Her-

zens empfinde. Denn sonst könnte man leicht zu dem Gedanken verleitet werden, nie selbst ein Gedicht zu machen, und am allerwenigsten, ganze Bände von Gedichten drukken zu lassen: welches ohne Zweifel einer der allerwichtigsten Verluste für das gelehrte Publikum seyn würde.

— to teach vain wits a science little known:
to' admire superior sense, and dowt their own.

Pope.

Die nach unserm ästhetischen Recept verfertigten Dichtarten definiren sich mit logischer Richtigkeit also:

eine Ode ist — ein gereimtes Sylben-geklingel oder ein reimloses Sylben-gerassel von zufällig-verbundenen Wörtern und regellos zusammengehäuften Ideen, deren Sinn und Deutung man an Ort und Stelle vergebens sucht, und allenfalls nur in denjenigen Dichterwerken findet, welchen sie abgeborgt sind.

ein Lied ist ein Kinderleichtes, und meistentheils von Kindern selbst zu verfertigendes, Gelalle alltäglicher Ausdrükke, Gleichnisse und Weidsprüche, welches man dadurch hervorbringt, daß man die innige Herzlichkeit eines Vossischen Liedes verwässert, die feine Zierlichkeit eines Matthisonschen vergröbert, und die ländliche Naivheit eines Höltyschen gleichsam verbauert *).

ein Sonnett ist ein vierzehnzeiliger, wohlabgemessener Zusammenklang von fließenden Reimen und

*) Man sagt von einem wohlerzogenen Menschen, der, unter groben Leuten, alle Feinheit der Sitten abgelegt und sich selbst verwahrloset hat: er ist ganz verbauert, d. h. Bauer geworden. Warum sollte man mir's nicht gestatten, einen so kraftvollen Ausdruck metaphorisch zu brauchen?

flüssigen Ideen, leer an Wiz, Einbildungskraft und Empfindung, denen hier überhaupt, wegen der Kürze und des eigenthümlichen Reimzwanges, kein Raum übrig bleibt.

ein Epigramm ist entweder ein in Reimen herklinglender, oder in reimlose Distichen ausgezerrter Alltagsgedanke, bey dem man, da ein Epigramm durch seine Natur eigentlich lachen machen soll, immer solche Leute als Leser voraussezt, die, um einen in der Gemeinsprache sehr gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, über nichts lachen. Je weniger Stachel und Sinn ein Epigramm enthält, desto mehr nähert es sich der ächt-griechischen Einfalt.

ein Triolet, ein Madrigal u. s. f. sind kleine, gliedlange Gedichtelchen (wir würden sie die Johanniswürmchen der Dichtkunst nennen) in welchen die künstliche Reimart das ungereimte der dargestellten Empfindungen und der leichte Fluß der Worte die Flüssigkeit der Gedanken nicht nur entschuldiget, sondern gewissermaßen nothwendig macht. Mit Recht entschuldigen sich daher die Triolet- und Madrigaldichter gegen die Kritiker, wenn diese bedeutenden Sinn, wohlverbundene Gedanken, treffende Bilder fodern, daß sie nur — Empfindung singen: ein Ausdruck, der, seitdem er in die teutsche Aesthetik eingeführt worden, unserer vaterländischen Dichtkunst augenscheinlich aufgeholfen, und ihre Armuth in Fülle und Reichthum verwandelt hat. Vorzüglich anwendbar ist dieser Ausdruck in der

Elegie. Denn diese ist, wie bekannt, nichts anders, als ein gereimtes oder auch in Hexameter und Pentameter zerschnittenes Gemische der alltäglichsten Gedanken,

danken, Worte und Wendungen, immer und immer wiederkehrend, und mit öftern O! und Ach! unterbrochen, nicht gespart die Worte „Klagen, Thränen, Jammer, Gefühl" u. s. w.

ein Trauerspiel ist eine in Frag und Antwort eingekleidete Geschichte voll Mord und Todtschlag, wo die männlichen Charaktere entweder Straßenräuber, oder Vater- und Mutter-mörder, oder ritterliche Bramarbas, die weiblichen aber entweder liebegirrende Mädchen, oder graß-coquettirende Weiber, oder naive Gänsgen sind: die höchste Vollendung erhält ein Trauerspiel dadurch, daß man Schillers energische Ausdrucksart in Bombast, Klinger's Schreckliches zu Gräslichkeiten, Kozzebues Schlüpfrigkeit zu Zoten steigert, (bey welchem leztern man nicht um viele Grade höher steigen darf) und Babo's ächt-teutsche Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung zur Plattheit stempelt.

ein Lustspiel ist eine, gleichfalls in Frag und Antwort eingekleidete, Spinnstuben-, oder Caffe-, oder Bordel-geschichte, wo der Aberwiz des Dichters die Laune der handelnden Charaktere, seine unverschämte Art zu denken und zu empfinden die feine Menschenkenntnis und den treffenden Beobachtungsgeist derselben, die auffallendsten Unwahrscheinlichkeiten in der Zusammenstellung der Ereignisse das überraschende der Intrigue, die Alltäglichkeit und Gemeinheit der Sprache die zierliche Gewandtheit des herrschenden Weltons ersezzen: Eigenschaften eines guten teutschen Lustspiels, die man leicht dadurch erreicht, daß man Ifflands rührende Häuslichkeit in die Denk- und Empfindungsweise der Tabagien, und seine treffende Charakteristik

des Menschen in grelle Sudeley umschmilzt; Jüngers schlau in einander gewundene Verkettung der Begebenheiten in unbegreifliche Unmöglichkeiten, so wie Brömels Feinheit in Flachheit verwandelt, und Kozzebues epigrammatisches Salz mit einigen Pfunden wäßriger Alltäglichkeiten verdummt.

Die Definizionen der übrigen Dichtungsarten wird sich der geneigte Leser, den in unserm all-anwendbaren Recept enthaltenen Elementen gemäs, von selbst machen. Wir haben uns, um der Kürze willen, blos auf die gangbarsten eingeschränkt.

Vergebens will der Eigensinn gewisser Kritiker, oder, um sie mit einem treffendern Namen zu bezeichnen, Krittler, die Schriftsteller-welt überreden, daß Werke der Dichtkunst, mit den eben angepriesenen Gaben ausgestattet, des allgemeinen Beyfalls des teutschen Lese-publikums doch nicht ganz sicher seyen. Die Verschiedenheit des Geschmacks, besonders aber die des rohen und des gebildeten, des geläuterten und des ungeläuterten, wird allerdings auch diesen Werken das Glück nicht zu Theil werden lassen, dessen sich die Meßiaden, die Don Karlos, die Verschwörung des Fiesko von Genua, eben so wenig erfreuen: immer werden sie von einigen enthusiastisch gelobpreiset, von andern fanatisch herabgewürdiget werden.

Dagegen können die Verfasser der erstern Gattung von Werken um so viel gewisser seyn, daß das leichtbestechliche Lese-publikum, weitentfernt, sich durch die Grillen engbrüstiger Kritik irre leiten zu lassen, über den unaufhörlichen Reminiscenzen der Worte und Gedanken aus den classischen Dichtern der Nazion das leere, gemeine oder überspannte ihrer (der Verfasser) einstweiligen eigenen Ideen und Ausdrükke vergessen, über der schönen

Regelmäßigkeit der Didotschen Lettern des unzusammenhängenden in dem Gange der Ideen und Empfindungen, über dem feinen holländischen Papier des unharmonischen und holperichten im Reim- und Sylbenmaas nicht eingedenk seyn, und über den zierlichen und geschmackvollen Vignetten das abentheuerliche und geschmacklose der Gleichnisse und Metaphern unbemerkt hinschlüpfen lassen wird.

* * *

Da wir uns oben anheischig gemacht, unsre Leser mehr durch Beyspiele, als durch Regeln zu belehren, und, durch Zeit und Raum eingeschränkt, uns genöthigt sehen, bey der Behandlung der noch übrigen mannigfaltigen Gattungen schriftstellerischer Werke, meistentheils wenigstens, nur im allgemeinen Lob und Tadel auszuspenden: indem wir sonst Gefahr liefen, ganze Seiten abschreiben zu müssen; so sind wir es unserm eigenen Wort, welches uns heilig ist, schuldig, hier einige Pröbchen teutscher Gedichte vorzulegen, in welchen die eben verhandelten Regeln bald mehr-, bald weniger-sorgfältig beobachtet, obgleich lange nicht dem uns vorschwebenden Ideal gemäs, erreicht sind.

Wir entlehnen diese Pröbchen nach der Reihe aus der Sammlung von Gedichten eines berühmten Musenallmanachs-Herausgebers, die, da sie in verschiedenen Zeitschriften, Allmanachen, und Blumengebinden abgedruckt, das teutsche Lese-publikum schon seit manchem Jahr unterhalten haben, und eben deswegen vor zwey Jahren, gesammlet, nicht ohne typographischen Aufwand, im Druck erschienen sind, zugleich als treffende Beweise des herrschenden Geschmacks teutscher Autoren und teutscher Leser in der Dichtkunst gelten können.

Dieses dichterische Blumen-beet ist überschrieben:

Gedichte von K. R. Göttingen, bey Johann Christian Dietrich. 1794. *)

In einer Dithyrambe, die den Titel führt, „Ruinen, aus den goldenen Tagen der Liebe", und die man als einen sehr verständlichen Commentar der berühmten Stelle des keuschen Virgil ansehen kann:

Speluncam Dido dux et Trojanus eandem
Devenere. Aeneid. libr. IV.

heißt es unter andern:

Entflamme mich, heiliger, lezter Kuß!
Brich aus in Feuergesängen!
Laß sie stillen dies Toben und Drängen!
Laß mein Lied von den Klippen
und aus den Tiefen es wiedergeben
Singen muß ich, ich muß!
Es ist dein Wille, heiliger, lezter Kuß!
Reden muß ich von dir; singen muß ich, ich muß!

Wahrlich! das heißt den Thyrsusstab schütteln. Aber —

multi Thyrsigeri, pauci Bacchi.

Warum mag sich doch der Dichter mit seinem Liede auf Klippen stellen? Bey den Scenen, deren Schilderung gleich beginnet, stehen die Leutchen weit lieber in den Tiefen, als auf Klippen. Aber er legt es wahrschein-

---

*) Ein sehr bestimmtes testimonium über die Dichter-größe des Verfassers dieser Gedichte, der zugleich Bürgers Nachfolger ist, siehe in der allgemeinen Litteraturzeitung vom 12. Jan. 1797, bey Gelegenheit der Rezension des Göttingischen Musen-almanachs: ein testimonium, woraus erhellen wird, daß wir, bey der Kritik dieser Gedichte, wohl keine andere Absichten, als die des Rechtes und der Wahrheit haben, und aller uns angeschuldigten Verfälschung überhoben seyn konnten: indem der Herr Verfasser uns eben so gutwillig, als reichlich in die Hände gearbeitet.

lich schon so gleich Anfangs aufs **Halsbrechen** an. Nun! die Musen mögen ihn bewahren!

Soll ich das Geheimnis brechen,
das ich dem Leben der Götter entwand?
Soll ich von den Wunden sprechen,
die ich aufgeschlossen fand?
Macht' ich die Lust bekannt
in der Unsterblichen Vaterland?
Hah! wie werden's die Götter rächen!

Nicht doch, Herr Magister! die Donner der Götter schlummern bey solchen Fadaisen und Ausplaudereyen. Aber die **Kritik** läßt sie nicht ungestraft.

Fragt nicht, was ich sah!
Fragt nicht, was in dieser Stunde geschah!
Fragt nicht, was die Erde nicht glaubt!

Schon der Rezensent dieser Gedichte in der Jenaer Litteratur-zeitung machte bey der eben gelesenen Stelle die Anmerkung, daß **fast alle** Leser, auch ohne Frage und ohne Antwort des Dichters, schon wissen,

was hier geschah,
und was der Herr Magister sah;

wenn es gleich sehr wahr ist, was der Poet hinzusetzt: daß von allem,

was hier geschah,
und was der Herr K. R. sah

die **Erde**, (bruta tellus) wegen angeborner Vernunft- und Seelen-losigkeit, nichts, durchaus nichts, **glauben kann**.

Hienieden soll keiner erkunden,
was ich **dort oben** gefunden
in des Götterheiligthums schönen Stunden.

Der Herr Dichter sollte doch wahrlich in Verlegenheit gewesen seyn, wenn er bey der Declamazion des Gedichtes dies **dort oben** mit einer entsprechenden Bewe-

gung des Hauptes oder der Augen hätte begleiten sollen. Uns dünkt es, er hätte dabey, statt aufzublikken, die Augen, schaam-erröthend, niederschlagen müssen. Wenigstens sind uns bey diesem „dort oben" gar sonderbare Dinge durch den Kopf gefahren.

Jedes Gefühl verschwunden,
jedes Bewustseyn dahin —
und in einen hohen Sinn gedrängt!
Alles in den einen Sinn,
für die Fülle des Genusses.

Solche Hindeutungen, und so ausgemahlt, würden von englischen und französischen Kritikern baare „Plumpheiten" gescholten werden. Aber —

alii aliter:

Hermann's Söhne lieben das Kräftige!

Der, mit den Regeln der Kritik nicht unbekannte, Herr Verfasser kennet höchst wahrscheinlich alle wesentlichen Erfordernisse eines lyrischen Gedichts: und es würde daher überflüssig seyn, ihm dieselben hier aufzuzählen. Aber das erlaube er uns zu bemerken: diesmal hat er sich sorgfältigst gehütet, irgend einem dieser wesentlichen Erfordernisse Gnüge zu thun. Doch vielleicht kannte er die erhabene Stelle im Tacitus von dem Begräbnis einer Römischen Kaiserin aus dem Hause Augusts, deren Leiche, nach Römischer Sitte, die Bildnisse aller andern Ahnen ihrer Familie, nur nicht die der beyden lezten Römer, des Brutus und Cassius, vorgetragen wurden: von welchen beyden dann der große Geschichtschreiber pathetisch hinzusezt:

eo ipso praefulgebant, quod non visebantur.

„ihre Bildnisse strahlten dem zuschauenden Volk desto

glänzender in die Augen, weil man sie nirgends er-blickte."

Wir wollen sagen: der Dichter glaubte wahrscheinlich, Leser und Kritiker würden der lyrischen Schönheiten in seiner Dithyrambe desto mehrere entdekken, je weniger er davon hineingelegt.

Aber der Römische Historiker hat noch eine Menge anderer großer Worte gesagt, die nicht auf alle Fälle anwendbar sind.

Zum Schluß noch eine Anmerkung über den Anfang dieser erhabenen Hymne:

Entflamme mich, heiliger, lezter Kuß!
Es ist deine Wonne, heiliger, keuscher Kuß!

Da diese Ode, wie wir glauben, ästhetisch-demonstrativ dargethan zu haben, ein über-verständlicher Commentar der oben angeführten Virgilischen Verse ist: so muß, den Regeln poetischer Exegese gemäs, der Ausdruck

„lezter Kuß"

auf das höchste und lezte, was das geliebte Kätchen nur immer gewähren kann — —

quinta parte nectaris beat. Horat.

gedeutet werden: wo dann freilich auch die Epitheten

„heiliger, keuscher Kuß"

einen, der Ideen-assoziazion entsprechenden, Sinn annehmen.

Da nun aber der Herr Magister, wie jeder Magister billig sollte, unserer Erkundigung nach noch nicht verheirathet ist, und wir, als fromme Christen-leute, Gottlob! doch nicht mehr in den heidnischen Zeiten der Ovide und Petrone leben, wo dergleichen Nuditäten durch die Beyspiele der Volksgötter gerechtfertiget scheinen konnten: so ergiebt sichs von selbst, daß der unverheirathete Dichter,

der hier, wie aus dem ganzen Gange des Gedichtes zu Tage liegt, von lauter eigenen Erfahrungen spricht, den Wörtern

„heilig, keusch"

noch die kleine Sylbe „un" hätte beyfügen sollen: denn eine solche, den ganzen Sinn umwandelnde, Ellipse ist doch selbst für eine poetische Lizenz offenbar zu sehr eine ekliptische *) Ellipse.

Ob nun durch diese, 27 Seiten hohe, „Ruine" (denn so benahmt der Dichter seine Dithyrambe, d. h. seine Verirrung in der lyrischen Dichtkunst) in der teutschen Dichtkunst viel gebauet worden, wollen wir, unvorgreiflich, dem Urtheil des Lesers überlassen.

Jezt ein Liedlein von derselben Ruinen-hand.

Wenn dir, lieber Leser, jemand zu einem Gedicht über den noch nie besungenen Gegenstand der Liebe folgende, noch nie gebrauchte, Reime aufgäbe: Meere, Heere; hervor, empor; Hohne, Throne; erhallen, zerfallen; Sinn, hin; immer, Trümmer; freuen, treuen; Harm, Arm; Sonne, Wonne: Wie viel Minuten würdest du wohl brauchen, um folgendes Liedlein aus dem Stegreif zu verfertigen:

Durch tosende Meere,
durch flammende Heere,
aus Schlünden hervor,
steigt, Blizzen zum Hohne,
die Liebe zum Throne
der Götter empor.
Laß Donner erhallen,
laß Welten zerfallen,
mit ewigem Sinn,

*) eine verfinsternde Auslassung.

erbebet sie nimmer,
schwingt über die Trümmer
zum Liebling sich hin!
Sich ewig zu freuen
im Arme des Treuen,
das lohnt ihr den Harm:
es lächelt die Sonne
den Treuen, o Wonne!
verschlungen im Arm.

Solche Gedichtelchen einem Mädchen für einen gestrickten Geldbeutel, oder für eine zierlich-umsäumte Halskrause, auf die Toilette zu legen, verzeiht man jedem, dem es wahrer Ernst ist, sich von den Weibern und Mädchen „einen allerliebsten Menschen, einen schönen Geist und wizzigen Kopf" nennen zu hören. Aber so etwas dem all-erprüfenden Auge des Publikums vorzulegen!!!

Ein anderes.

Mädchen, mit der Engelmiene,
der ich nun und ewig diene,
Minna, Minna, liebe mich!
Laß Erhörung und Entzükken
mich in deinen Zauberblikken
suchen — finden ewiglich.
Sieh' die Vöglein auf den Buchen,
wie sich Mann und Männin suchen
durch den ganzen Blüthenhain.
Alle Wesen paart die Liebe;
und dein Herz, du Eine, bliebe
ohne Einigung, allein?

Dingelchen der Art mit dem höchsten Fluß der Worte zu sagen — welche Kunst! Die Natur des Wassers ist es ja, zu fließen.

Wenn ein vierzehnjähriges Mädchen, welches in irgend einer Lese-bibliothek engagirt ist, oder auch die lyrische Dichtkunst nur aus Operetten-Arien kennt, jedes Wort, jede Wendung, und jedes Gleichnis in diesem Liedlein ohne Reminiscenzen, und das Ganze ohne Langeweile, lesen kann; so wollen wir — ein Schwur, von dessen Wahrheit sich der Leser auf der Stelle überzeugen kann — Karl Reinhards Gedichte nicht gelesen haben!!

Derselbe Dichter, der so Anakreon ist, ist folgendermaßen Petrarch.

Sonnett.

O selig, wenn mein Herz von Lieb' erglühet,
mit heißer Inbrunst an das deine fliegt,
und deine Brust an meine Brust geschmiegt,
mich rund und fest dein Lilienarm umziehet;
wenn hochentzückt mein trunknes Auge siehet,
wie sich dein Busen auf und niederwiegt,
wie vor ihm da der Rosengarten liegt,
der weis und roth auf deinen Wangen blühet:
dann schwindet alles rund um mich in Nacht,
ich fühle, wie die Sinne mir vergehen,
und glaube schon den schönen Tod zu sehen ꝛc.

Der französische Dichter und Kritiker Boileau in seiner Art poetique will uns überreden, daß das Sonnett, wegen der dieser Dichtungsart eigenthümlichen Schwierigkeiten, von Apoll selbst, als Dichter-probe, erfunden worden. Aber der Verfasser des eben gelesenen scheint ein uns unbekanntes Geheimnis zu besitzen, Sonnette auf eine leichte Manier zu machen.

Wollte uns dagegen der geneigte Leser die bedenkliche Frage vorlegen: Wie uns dies, und alle übrigen Sonnette desselben Dichters gefallen? so würden wir ihn er-

suchen, uns vorher die Frage zu beantworten: Wie laues Wasser schmekke?

Nunmehr, geneigter Leser, öfne die Augen deines Geistes weit, weit! Wir beleuchten die Johanniswürmchen der Dichtkunst.

Triolet.

Lebens-überdruß.

Ich mag nicht länger leben!
O wär' ich doch schon todt!
Das Auge wein' ich roth;
ich mag nicht länger leben:
den Tod will sie mir geben,
der ich mein Leben bot.
Ich mag nicht länger leben:
o wär' ich doch schon todt.

Wenn uns, nach den Vorschriften der Moral, an der Erhaltung eines Menschenlebens gelegen seyn muß: so würden wir doch wünschen, daß der Dichter, in den Augenblikken, wo er dieses Triolet niederschrieb, und noch mehr in denen, wo er's drukken lies, von einem Scheintod überfallen wäre, wofern dies anders ohne besondere Schmerzen und andre Ungemächlichkeiten für ihn hätte angehen können: sollte ihm auch in dem Schreibe-finger immer eine kleine, (doch nicht gänzliche!) Erstarrung davon zurückgeblieben seyn. So vom Tode dichten, heißt dem Kritiker den Tod an den Hals dichten: und wenn der Dichter dies Triolet „Lebens-überdruß“ betitelt hat, so hätte die Aufschrift: „Zum Ueberdruß an aller Dichtkunst“, fast noch mehr dem wahren Inhalt des Gedichtelchens zugesagt.

Madrigal.

Nein, ich kann dein Liebeflehn
nicht mit trocknen Augen sehn!
Ach, ich weine auch im Stillen!
Aber um Elisens willen,
die sich weigert, zu gestehn,
was ich dir nicht kann erfüllen!

Bey den neun Schwestern! Auch wir können
ein solches Liebeflehn
nicht mit trocknen Augen sehn.

Uns gehen die Augen über vor Lachen wegen solches Liebesjammers! vor Weinen, wegen solcher teutschen Gedichte!

Ein anderes.

Würdest du mir Huld gewähren,
alle Hulde hätt' ich dann!
Keine Gottheit spräch ich an.
Würdest du mir Huld gewähren,
alles Glück wollt' ich entbehren
das ich noch erringen kann! ꝛc.

gerne wollen wir aller
Triolets entbehren,
die K. N. machen kann:
wenn sie nicht besser, als die angeführten sind.

Wenden wir uns nunmehr zu den Epigrammen.

Der Diebstahl.

Kleanth will sich der Dichtkunst weihn,
und fängt mit einer Fabel an:
ein Lied, das jeder wissen kann,
ein Lied von mir, das nennt er sein.

Leser, die ihr in allen ästhetischen Epochen eures Lebens auch nur ein paar Musen-allmanache

durchblättertet: ich beschwör' euch! Wenn dieser „Diebstahl“ kein Diebstahl ist: so gab, und giebt es kein siebentes Gebot.

An Elise auf der Jagd.

Fehlte dein tödtendes Bley doch einmal, und fiel es auf mich hin:
Plözlich stürb' ich alsdann, langsam nur sterb' ich ja doch.

Sage, lieber Leser, hat dieses Epigramm eine Stachel oder einen Rüssel? Uns will es fast scheinen, daß die Pfeile in dem Köcher des singenden Dichters eben so wohl, als die Kugeln der besungenen Diana, von Bley waren.

Noch ein Elegisches Pröbchen der nämlichen Gedichte-Sammlung.

Ist in tiefster Seelentiefe
zu erflehen mir erlaubt,
was zum Gott hinan mich riefe,
was mein Herz nur wünscht, nicht glaubt!
Darf das kühne Lied dir sagen,
was mein Herz sich selbst verschweigt,
was in ewig-neuen Klagen
all' mein Daseyn niederbeugt?

Sagt, wer ist er, der vom Staube
seiner Niedrigkeit hinan
stolz und muthig auf zum Raube
einer Göttin blikken kann?
Welcher Zauber leiht ihm Schwingen,
welche Allmacht giebt ihm Kraft,
in das Sonnenthal zu dringen
das um dich dein Lächeln schafft.

Wie in tiefen Aetnaschlünden
ein verschloßnes Feuer schweigt,
und dann stark aus tausend Schlünden
tobend durch die Trümmer steigt:
so — durchwühlen diese Flammen
meines Herzens tiefsten Schacht;
endlich stürzt der Bau zusammen 2c.

Gewiß! wären Pathos und Erhabenheit mit Worten zu erreichen: so müßte sie der Herr Dichter in dieser Threnodie, zu teutsch, poetische Thränensündfluth, erreicht; und mehr als erreicht haben. Aber nun leider! sind große Worte für kleine Gedanken hölzerne Schue an eisernen Füßen, womit sich also offenbar nicht viel laufen läßt.

Welche Allmacht giebt mir Kraft
in das Sonnenthal zu dringen,
das um dich dein Lächeln schafft!

Was heißt das? Wer versteht das? Indessen — hohe Begeisterung herrscht in dieser Stelle allerdings! Selbst unsrer kritisch-unpoetischen Seele ist dadurch folgende kleine Parodie eingehaucht worden:

Welche Allmacht giebt uns Kraft
in die Leerheit einzudringen,
die uns da der Dichter schafft!

In der Noth, sagen die Leute, hat der Mensch noch einmal so viel Kraft, als im Zustande ruhiger Gemüthlichkeit: und so — haben auch wir, in der äußersten Noth wegen des Sinnes der oben angeführten Reime, mit concentrirten Genies-kräften, dieses parodische Gebet um Verstand, dieses „Ex profundis," an den Gott des Geschmacks, zur Welt gebracht. Noth, sagt ein anderes Sprichwort, lehrt beten.

Ein allerneuestes Pröbchen der Elegischen Dichtkunst des Herrn Verfassers liefert der heurige Göttinger Musen-allmanach von 1797.

Jetzo nähret und hegt mein Herz kein andres Verlangen,
als die Geliebte zu sehn, welche mich weinend vermißt.
Siehe, schon kommt sie, die Zeit! denn endlich mußte sie kommen.
Aber so langsam sie kam, schneller noch wird sie entfliehn.
Räthlicher wär' es, ich bliebe; so braucht' ich nicht wieder zu scheiden.
Aber es wäre doch schwach! Männlicher ist es, zu gehn!

Wir wären begierig, aus dem Munde unserer Leser zu erfahren, ob ihnen das, was hier der Dichter in die griechische Urnen-form so zierlich aufzufassen beliebt hat, „Thränen, die vom Herzen zum Herzen rinnen", oder „gemeines Waschwasser" dünkt!

Doch — vielleicht ist so etwas ächt-griechische Einfalt der Empfindung! Da können wir nun gegen die Einfalt wenigstens nichts einwenden.

Wir sind durch dieses rührende elegische Bruchstück des Herrn Magisters so innigst bewegt worden, daß wir fast, mit dem ihn erwartenden Lieschen, weinen möchten über die teutsche Poesie, wenn sie keine bessern Elegien aufstellte, als diese. Dennoch ist uns, bey dieser wahrhaft-elegischen Gemüthsstimmung, noch Heiterkeit gnug übrig geblieben, um, mit lachendem Muth, folgende kleine Parodie den thränenden Augen des Herrn Magisters vorzulegen:

Jetzo nähret und hegt das Herz kein andres Verlangen,
als, zu sehen, daß Herr R—rd nicht Verse mehr macht.
Siehe! schon kömmt sie die Zeit! denn endlich mußte sie kommen!
Aber so schnell sie auch kömmt, immer noch kömmt sie zu spät.

Räthlicher wär's doch, hübsch fleißig studiren, als so zu dichten.
Aber das dünket ihm schwach! Darum, o Kritika, auf!

Thöricht, und der ächten Kritik unwürdig, würde es seyn; wollte man gegen unsre Kritik der K. R—schen Gedichte einwenden, daß in denselben doch nicht durchgängig abentheuerliche Metaphern, verstümmelte Gleichnisse, offenbarer Unsinn, und andre

monstra orationis

oder mit dem Britten zu reden,

the glaring chaos and wild heap of wit,

vorkämen: daß, zum Beyspiel, Strophen, wie folgende, sich doch ziemlich gut lesen ließen:

Aber Fried- und Freuden-leer,
ohne Lust und ohne Leben,
ging ich durch die Flur einher,
blühten nicht die Reize mehr,
die der Schöpfung Anmuth geben.
Oed' und traurig wär' es hier,
lachte nicht Elise mir!
Alle Schönheit wär' erstorben,
aller Liebreiz dieser Flur,
denn von ihr, der Holden, nur
hat sie allen Glanz erworben.

So haben wir gegen diese und so viele andre K. R—sche Verse nichts, schlechterdings nichts, als eben dies, daß wir weder gegen sie noch für sie etwas haben können; daß sie sich ziemlich gut lesen lassen; das heißt, daß man von ihnen weder Böses noch Gutes sagen kann: noch mehr: sie strahlen von negativen Vollkommenheiten: Reinhards Oden übertreffen die Klopstockschen an Fluß und natürlicher Zusammenstellung der

der Worte: Reinhards Lieder übertreffen die Göthischen an Leichtigkeit des Reims: Reinhards Sonnette übertreffen die Petrarchischen an Deutlichkeit: Reinhards Epigramme übertreffen manches Schillerische Distichon an Feile und Glätte. Aber, beym Apoll! ist Karl Reinhard deswegen der größere Dichter? Doch leset nur, wir bitten euch, die Rezension dieser Karl-Reinhardschen Gedichte in der neuen .... Bibliothek: und ihr werdet erschrekken, daß wir, wenn dieser Wicht von Kritiker Recht hat, durch unsern eben ausgesprochenen Schwur bey dem heiligen Gott des Geschmacks uns eines offenbaren Meineid's schuldig gemacht. So schön, so vorzüglich in ihrer Gattung, sind diesem Karl Reinhard in Prose die Göttingischen Musen-früchte: wo er denn doch aber Gottlob! mit dem Verfasser der Rezensionen eben dieser Gedichte in der allgemeinen Jenaer-Litteratur-zeitung, und in der Oberteutschen, im offenbarsten Widerspruch gefunden wird.

Teutsche Rezensenten-Bestecherey! Teutsche Litteratur! Wehe dir liebes teutsches Publikum! Du Doppel-Geck deiner Schriftsteller und deiner Rezensenten!

Wenn die teutschen Kritiker fortfahren werden, gereimte und reimlose Mittelmäßigkeiten so ungerügt, und wohl gar mit Lobpreisungen, durch die Thore des Tempels des Geschmacks durchschlüpfen zu lassen, so daß sie, wie bis dahin unglaublich oft geschah, über negativen Vollkommenheiten ästhetischer Producte, Göthens hohe Natur, und Schillers Energie und Originalität verkannten: so laufen wir Gefahr, daß selbst noch jezt, wo doch schon von einem goldnen Alter der teutschen Litteratur gefabelt wird, ein französischer Bouhours aufsteht, und, mit mehr als wahrscheinlichen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gründen, beweist: „que les Allemands n'ont point d'esprit.“ Und wer weis, wenn einmal, so wie über König Saul, auch über uns der böse Geist kommen sollte, (wie er's bisweilen zu thun pflegt) wer weis: ob wir nicht nächstens dieses Bouhoursſche Geschäfte, mit teutscher Dienstfertigkeit und zuvorkommender Gefälligkeit, übernehmen? Der Stoff dazu, (man wird's uns hoffentlich ansehen) liegt in unserm Köpfchen so ziemlich bereit!

So wie wir dem geneigten Leser Beyspiele zur Erläuterung der von uns aufgestellten neuen Aesthetik schuldig waren; so waren wir es uns selbst schuldig, diese Beyspiele aus der angeführten Göttingischen Sammlung von Gedichten zu entlehnen: weil wir das weltbekannte Unglück gehabt, dem Herrn Verfasser derselben durch eine leise, obgleich anonyme, Rüge einiger seiner Metaphern und Ausdrükke, gar gewaltig zu misfallen; und weil er uns deshalb öffentlich einer tükkischen Verfälschung seiner Gedichte angeklagt.

Man kann freilich kein zusammengeseztere Unglük von Verfälschungen erleben, als dieser gute, liebe Mann, nach seinem eigenen Zeugnis und gedruckten Aussagen, erlebt haben will.

Wolle sich die gerechte Nemesis dafür seiner erbarmen!

Wir dagegen beschuldigen ihn, als Dichter, nur einer einzigen Verfälschung, nämlich der Verfälschung der Natur in dem Spiegel, den er ihr in seinen besser gedruckten, als geschriebenen Gedichten, durch die mannigfaltigsten Gattungen poetischer Darstellungskungskunst, vorhalten wollte. Wäre unser schriftstellerischer Ehren-sold beträchtlich gnug, um die Kosten wagen zu können; so würden wir uns nicht entblöden,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

die aus seiner poetischen Sammlung entlehnten Gedichte von der Hand unserer Chodowieki, Bolt, und Jäck in Kupfer stechen zu lassen: und er selbst würde, könnte er nur seinen eigenen Vater-augen trauen, erstaunt seyn über die haarscharfe Richtigkeit unserer wohlgemeinten Bemerkungen: in welchen wir offenbar nichts anderes gethan, als mit trokkenen Worten auszudrükken, was er selbst in jedem seiner älteren Gedichte, so wie in jedem seiner neuesten, durch die That sagt.

Eine andre Ursache, warum wir uns grade über diese Gedichte etwas ausführlicher verbreitet, ist die: weil wir sie, wie dies auch schon oben von uns angemerkt worden, als das leibhafte Bild der allerneusten teutschen Dichtkunst ansehen, in welcher leichte Reime, fließender Vers, eine üppig-blühende Sprache, allbekannte Gleichnisse, und abgenuzte Metaphern, die wesentlichsten Erfordernisse eines guten Gedichtes sind. Selbst die besten teutschen Kritiker scheinen sich fast noch mehr an diesen und allen andern negativen Vorzügen eines Gedichtes zu ergezzen, als an großen Ideen, kühnen Metaphern, und neuen Wendungen zu ärgern: welches, für unser teutsch-ästhetisches Pflegma, in der That viel gesagt ist.

Mediocribus esse poetis
non di, non homines, non concessere columnae. Horat.

Diesen goldenen Ausspruch sollten teutsche Kritiker mit Flammen-Zügen auf jede Sammlung mittelmäßiger Gedichte einbrennen. Denn was ist unserer Litteratur gedient mit Gedichten, die, correkt-kalt, und regelmäßig-flach, weder ebben noch fluthen? Wo ist der Mann von Geist und Herz, den nicht ein allgemein-

verständlicher Kinder-Katechismus in Frag' und Antwort angenehmer unterhalte, als solche Gedichte?

Uns dünkt der Tempel der allerneuesten teutschen Dichtkunst einer unabsehbar-geräumigen Trödelbude gleich, voll abgetragener, mitunter vornehmer Kleider unserer ältern und neuern classischen Dichter. Mit diesen puzzen sich unsere allerneusten Dichterlinge armselig-glänzend heraus, so wie Kammer-zöfchen mit den abgetragenen Hüten, den schlaff-genikten Federn, den ausgebleichten Schürzen und umgewandten Roben ihrer gnädigen Damen, daher zu prunken pflegen.

Wenn es aber von jenen ächt-classischen Dichtern gesagt werden kann, was Tibull von seiner Sulpizia rühmt:

Illam quicquid agit, quoquo vestigia vertit,
componit furtim subsequiturque decor.

so wenden wir dies auf die Nachahmungen oder vielmehr Nachäffungen der allerneuesten Dichterlinge parodisch also an:

Illos, quicquid agunt, quoquo vestigia vertunt,
Deturpat languor subsequiturque loquax.

Dem teutschen Leser zu gefallen übersezzen wir die Zeilen des Römischen Dichters und unsre Parodie also:

Die classischen Dichter.

Was sie immer beginnen, wohin sie die Schritte nur wenden,
tritt mit leiserem Fuß Zier und Gefälligkeit nach.

Die nachäffenden Dichterlinge.

Was sie immer beginnen, wohin sie die Schritte nur wenden,
schleppest du ihnen dich stets, schlaffe Geschwäzigkeit, nach.

Da die Mittelmäßigkeit, unausstehlich in allem, was Kunst heißt, ein, allen gebildeten Nazionen nach der Epoche großer Künstler gemeinschaftlicher, Fehler ist, den-

noch aber als der Herzfleck unserer lieben teutschen Dichtkunst angesehen werden muß: (welches auch Männer, wie Göthe und Schiller, so lebendig zu fühlen, obgleich lange nicht mit aller erforderlichen Energie unserm Publikum ins Angesicht zu sagen scheinen): so wolle der Leser sich nicht verdrießen lassen, hierüber noch folgende Erläuterung zu lesen.

Auf alle Dichter nämlich von dem geschilderten Charakter, wenden wir füglich folgende, gewis nicht ganz unrühmliche, Charakterschilderung des Tacitus vom Kaiser Galba an:

Erat Galbae medium ingenium, magis extra vitia, quam cum virtutibus; alieno imperio felicior, quam suo; pecuniae alienae non appetens, suae parcus, publicae avarus: maior privato visus, dum privatus fuit, et omnium consensu capax imperii, nisi imperasset. Libr. I. Histor. c. 49.

welches wir also parodiren:

Est huic poetarum generi medium ingenium, magis extra vitia, quam cum virtutibus; legendis poematis feliciores, quam pangendis: ingenii alieni appetentes; suarum facultatum admodum parci; cogitatorum trivialium prodigi: majores prosaicis visi, dum prosaici fuerunt; et omnium consensu capaces poeseos, nisi poemata scripsissent.

„Diese Gattung von Köpfen hat zwar nicht die Tugenden des Genies, aber sie ist von seinen Fehlern frey: „sie schäzzen richtiger fremde Gedichte, als sie deren eigene machen: sie leben einzig von fremdem Genie, geben „wenig aus von eigenem Capital; machen aber desto verschwenderischen Aufwand für gemeine Dinge: so lange „sie Prose schreiben, scheinen sie allen größer, als Pro-

„saiker; und werden für gute Dichter gehalten so lange, „bis sie sich selbst als Dichter zeigen wollen.“

Der lezte Charakterzug dieser Köpfe „so lange sie Prose schreiben ꝛc.“ hat darin seinen Grund: daß sie sehr oft eine auffallend-blühende Prose schreiben, die auf eine poetische Einbildungskraft hinzudeuten scheint: worin man sich aber gewöhnlich täuscht: indem die Bilder ihrer Prose, nicht selbstgeschaffen, sondern nur aus den gelesenen Dichtern in die Prose herübergetragen sind. Daher sie dann auch, als Dichter, aller originellen Produktions-kraft ermangeln.

Troz alles dessen, was wir bis dahin über „die goldne Mittelmäßigkeit in der Dichtkunst“ beygebracht, beweisen dennoch nicht blos teutsche Dichter, sondern auch so gar teutsche Kritiker eine so schrankenlose Vorliebe für diese Mittelmäßigkeit, daß ohnlängst nur in einem Aufsaz der nun bey Sommer in Leipzig erscheinenden teutschen Monatsschrift, die wir übrigens für eines unserer zweckmäßigsten Journale erklären, noster ille — als einer der hervorstechenden neuern teutschen Dichter angezeichnet, und

non longo intervallo. Virgil.

von den Salis, den Matthison's, und den Tiedgen, auch Karl Reinhard!! genannt ward.

Sollte jemand durch unsre wohlgemeinten, und in aller Aufrichtigkeit des Herzens niedergeschriebenen, Bemerkungen über die Werklein dieses Dichters erschreckt worden seyn, und für die demselben öffentlich zugesprochene Größe zittern; so beliebe er sich zu erinnern, daß es auf jeden strengen Kritiker anwendbar ist, was Horaz von seinem Jupiter sagt:

Valet ima summis
mutare: et insignem attenuat Deus,
obscura promens: hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
sustulit; hic posuisse gaudet. Libr. I. Od. XXXIV.

daß man aber, auch mit zwey Bändchen unbedeutender Gedichte, noch immer ein sehr nützlicher, brauchbarer, und guter Mann seyn kann. Dichter-Eitelkeit ist, wie bekannt, kein wesentlicher Bestandtheil weder wahrer Glückseligkeit, noch wahren Verdienstes. Es ist wahrlich kein Unglück, solche Gedichte zu machen, wie sie da in der Reinhardschen Sammlung vorkommen: ein beträchtlicheres Unglück ist es freilich, sie drukken zu lassen: aber beweinenswürdig würde es seyn, wenn der Herr Magister auf solche Gedichte auch nur einigen Werth sezte.

Am Schluß unserer neuen Theorie der Dichtkunst, erlaube man uns nun noch folgendes Urtheil eines scharfsinnigen brittischen Kritikers über die teutsche Dichtkunst, als unser eigenes Glaubensbekenntnis über diesen Gegenstand, niederzuschreiben.

The Abbé Winkelmann ascribes to the poetry of English the fault of admitting to many abstract ideas: it should abound, according him, in vivid sensible images; and every epithet, which does not paint, is fault.

Where we to attempt as loose and general censure of the collection of poetry of his nation, we should kall it trailing. The Germain versifiers seem to emply more syllables, more and longer words, more and longer lines, more stanzas, to excite a given series of imagery in the fancy, than those of Italy or of England. This is perhaps a

fault of their language, which Schiller, Goethe, Buerger, Klopstock have eluded only by harsh constructions. Hence their simplicity appears to border on inanity, and their nature on insipidity: the reader is continually tempted to exlaim „there is to much of it.“ Their style wants of abbreviation; and had a caracter of rudeneſs. p. 549. appendix to the XXV. Volum. of the Monthley Riview enlarged. 1796.

Da wir ſelbſt in der Küche leben; und darüber gar leicht allen wahren Geſchmack verlieren könnten: ſo iſt es wohl gut, dann und wann auch einen ausländiſchen Gaſt über die (geiſtigen) Gerichte unſeres lieben teutſchen Vaterlandes urtheilen zu hören.

Hier alſo — das wichtigſte des angeführten brittiſchen Ausſpruchs für den teutſchen Leſer:

„Wollten wir ein allgemeines Urtheil über die poeti-
„ſchen Sammlungen der teutſchen Nazion wagen: ſo wür-
„den wir die Poeſie der Teutſchen ſchleppend nennen.
„Die germaniſchen Dichter nämlich brauchen mehr Syl-
„ben, mehr und längere Wörter, längere Zeilen, und meh-
„rere Verſe, als die Dichter der Britten oder der Ita-
„liener — um eine gegebene Reihe von Bildern der Ein-
„bildungskraft vorzuhalten. Dies iſt vielleicht ein Fehler
„der teutſchen Sprache, welchem Genies, wie Göthe,
„Schiller, Klopſtok, Bürger, nur durch harte und gezwun-
„gene Conſtructionen ausweichen konnten. Daher ſcheint
„die Einfalt der teutſchen Dichter immer nahe an
„Leerheit, und ihr Natürliches an Wäßrigkeit
„zu ſtreifen: immer fühlt ſich der Leſer gedrungen, aus-
„zurufen: „das iſt überladen!“ Den Schriftſtellern die-
„ſer Nazion fehlt's an Kürze und Gedrungenheit; und

„ihre ganze Denk- und Schreibart hat einen gewissen Cha-„rakter ungefeilter Rohheit."

Der Britte sieht hier in manchen Stükken nicht ganz richtig: und eine nähere Bekanntschaft mit unsern Gesnern, Gözen, Voßen, Matthison, Salis, würde ihn wahrscheinlich hier, dort, eines bessern belehren: aber den richtigsten Standpunkt zur Schäzzung unserer Litteratur, besonders der poetischen, auf der Wage des allgemeinen Geschmacks, hat er unleugbar gefaßt.

Darum, lieben teutschen Kindlein! lasset euch nicht verführen, zu glauben, daß alle diejenigen, welche die völlige Gleichheit der teutschen Litteratur, und, vorzüglich des poetischen Theils derselben, mit der Litteratur der Engelländer bezweifeln, nach einem neubeliebten Ausdruck „kritische Sansculots" sind. Die brittischen Dichter dichten in der That nicht mit so viel Empfindung!! als die teutschen: aber sie dichten mit mehr Sinn. Und die Dryden, die Popen, die Churchill, die Rochester, die Johnson, die Young, die Aikinside, die Hayleys, werden die Lust aller denkenden Geister seyn, wenn ein großer Theil unserer grosgeglaubten Allmanachsdichter, Liebes-, Madrigal- und Triolet-sänger, von A. bis Z. in Lethens Fluthen lange, lange untergegangen seyn wird.

Da wir oben von einem Tempel der allerneuesten teutschen Dichtkunst sprachen, und unsre bisherigen Erörterungen als eine Beleuchtung des Heiligsten und Allerheiligsten dieses Tempels angesehen werden können: so wollen wir nun noch denselben mit einer kleinen Inschrift versehen:

From bard to bard the frigid caution crept:
the declamation roard, the passion slept.

Johnson.

welches wir in einer freyen teutschen Uebersezzung also lauten lassen:

Correkte, kalte Regelmäßigkeit
schleicht, leer-gefällig, durch das Dichterheer:
In schöner Worte Ozean ersäuft
ein jedes kleinste Gränchen Wiz, ersäuft
Natur und Wahrheit, und Empfindung.

* * *

Unmöglich aber können wir die geschäzteste und gelesenste aller Dichtungsarten der neuern Zeit, können wir den

Roman,

unter der allgemeinen Rubrik von Gedichten hingehen lassen, ohne die Genies in der Kunst, schlecht zu schreiben, für einen so wichtigen und vielleicht den allerwichtigsten Zweig ihrer litterarischen Betriebsamkeit, durch die besondersten und bestimmtesten Regeln zu leiten.

Ein Roman ist, nach der scharfsinnigsten Definizion, die durch ihre Bestimmtheit selbst den Verfasser der Kritik der Urtheilskraft befriedigen müßte, ein Werk der ungebundensten Einbildungskraft. Hieraus erhellet also von selbst, daß es dem Roman-dichter erlaubt seyn muß, sein Werk mit so vielen Ungereimheiten, Abentheuern und Abgeschmaktheiten auszustatten, als er durch Hülfe natürlicher Unwissenheit, unverdauter Lekture, und ungebändigter Phantasie, gespornt und begeistert durch die stechenden Bedürfnisse des Magens, nur immer zusammenhäufen kann: Bedürfnisse, durch deren alles-bezwingenden Drang sehr oft schon das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich, das Unnatürlichste natürlich, das Unmögliche selbst möglich ward.

Alle die weisen Regeln daher, welche der gelehrte und scharfsinnige Herr von Blankenburg in seinem bekannten Versuch über den Roman so mühsam entwikkelt, fallen, so wie alles, was philosophische Theorie heißt, vor der Allmacht des Genies, in ihre eigne Nichtigkeit zusammen — hier besonders, in einer Dichtungsart, in welcher, nach ihrer eigenthümlichsten, von uns oben aufgestellten, Definizion, die Einbildungskraft den uneingeschränktesten Spiel-raum haben muß.

Wie Simson die Bande, mit welchen die Philister seine Riesenstärke fesseln wollten, zerreißt das Genie diese geistigen Bande, und wirft sie höhnend ihren eigenen Meistern vor die Füße.

Der erfinderische Fleiß teutscher Schriftsteller hat, besonders in dem neuesten Dezennium, aus der sonst gewöhnlichen Hauptgattung der Romane, nämlich der mit treffender Charakteristik des Geistes und des Herzens, lebendig-dargestellter und fein-gezeichneter Leidenschaft und glücklich-verbundener Begebenheiten, verschiedene Untergattungen geschnizzelt, nämlich so genannte Ritter-Romane, historische, empfindsame, und komische.

* * *

Nicht mit leichterer Mühe schuf sich der arme Dorf-Junker Quixada zum großen Ritter Don Quixotte della Mancha um; indem er seinen Klepper Roßinante benahmte, sein Waschbekken zum Helm, einen Dreschflegel seiner Scheune zur Lanze, und seinen Holzhauer zum Schildknappen erhob: als ein Genie in der Kunst, schlecht zu schreiben, die alltäglichste Geschichte zu einem allbeliebten,

allgelesenen Ritterroman umzaubern kann. Braucht es doch nichts weiter, als sie mit Humpen, Haudegen, Visiren und Feldbinden, und höchstens mit einigen altfränkischen Wörtern und Rede-wendungen, Bauer-waidsprüchen, und kräftigen Flüchen, reichlich auszustatten.

Ein Criminal-gericht nennt er eine Vehme; Pastoren und Prediger — Mönche und Pfaffen; Gerichtsräthe heißen ihm Vögte, Häscher Büttel; Edelleute Ritter, und Pagen Knappen: statt der galanten Coffee- und Thee-gespräche der neuern Zeit, schildert er die groben Klätschereyen und das ungeschliffene Alltagsgewäsche der Spinnstuben; statt unsrer Diwans und Sopha's mahlt er Strohstühle und hölzerne Sessel, statt unsrer Bologneser-hündchen mächtige Doggen und Bullen-beißer.

Vermittelst dieser unendlich-feinen Kunstgriffe ist er im Stande, alle Romane, die vom Jahr Christi 1701 bis 1779 in Teutschland, entweder original, oder übersezt erschienen, von dem Lohensteinischen Arminius an, bis auf den Göthischen Werther, (den Werther selbst miteingerechnet) mit Beybehaltung aller darin handelnden Personen, Charakterschilderungen, Intriguen und Rede-wendungen, die Namen der Menschen und der Oerter allein ausgenommen, zu Ritter-romanen umzuwandeln.

* * *

Schwieriger könnte auf den ersten Anblick die Gattung des historischen Romans scheinen. Denn hier muß der Dichter, könnte man sagen, seine Charaktere der Geschichte oder wenigstens den Gesezzen historischer Wahrscheinlichkeit gemäs schildern; muß Costume, Geist und Sitten des darzustellenden Zeitalters, muß die Stufe sei-

ner moralischen, politischen und ästhetischen Cultur mit Fleiß studiren, mit schlau-combinirender Erfindsamkeit in sein Werk übertragen.

Aber wo sind die Berge, welche der schlechte Schriftsteller nicht ebnen, wo die Weltenlasten, die er nicht federleicht bewegen könnte?

Er läßt eine Cleopatra mit dem Römischen Antonius reden, wie eine unserer modischen Coquetten mit ihrem Liebhaber, der allemal ein Zwitter von Dragoner und Kleinmeister seyn muß: der Römische Held selbst spricht und handelt vor seiner Legion, wie ein Bramarbas: alle seine Generale sind entweder seufzende Liebhaber oder sentimentalisch-raisonnirende Philosophen: kurz alles, was in einem solchen Romane lebt und webt, das empfindet, spricht, und handelt, wie ein teutscher Schriftsteller, der in dem neuesten Quinquennium des XVIII. Jahrhunderts die Feder eintaucht, um für ein schon halbaufgezehrtes Honorar einen historischen Roman zu schreiben, zu welchem er aus Wielands Agathon, Göthes Werther, Meißners Alcibiades, Schillers Geisterseher, und Veit Webers Sagen der Vorzeit die ungleichartigsten Elemente von Charakteren, von Sprache und Gesinnungen der handelnden Personen zusammenbrökkelt.

So — ward, mit geringer Ausnahme eines Marc-Aurel, eines Themistokles, und einiger andren Werke, der größte Theil unserer historischen Romane geboren!

* *
*

Der geneigte Leser halte sein Taschentuch bereit! schlage gerührte Augen zum Himmel! lege die Hand an's klopfende Herz!

Denn wir kommen nun zu der Gattung der empfindsamen Romane.

Diese unerschöpfliche Thränen-quelle aller liebenden Mädchen und Jünglinge schien, seitdem über das große Urbild, Siegwart und einige seiner treusten Copien, eine so bittre Salz-Lauge kritischen Spotts aus vollen Urnen ausgegossen ward, auf immer versiegt zu seyn: schien besonders in den wilddaher-tosenden Wald- und Bergströmen rauher Ritter-romane sich ganz verloren zu haben. Aber jener Quell süßer Liebesschmerzen fließt zu nahe an den Herzen unserer großen Knaben und kleinen Männer, an den Herzen unserer Mädchen und Weiber hin, als daß jeder Roman-schriftsteller, der, von der wahren Liebe irgend eines Kammerzöfchens begeistert, daraus zu schöpfen, und das Geschöpfte dem liebenden Theil des Lesepublikums zierlich zuzutrinken weis, nicht des unbegränztesten Beyfalls, und, wenigstens der zweyten Auflage seines Werkes, gewis seyn könnte.

Gegen die empörenden Scenen wilder Ritter- und geiler Mönchs-wohllust, welche die unselige Nachahmer-Horde des biedern Veit Webers ihren abentheuerlichen Hirngeburten mit schlauer Kenntnis des menschlichen Herzens einzuweben weis, habe ich sehr oft die älteren Damen und so gar einige sechs und funfzig, bis sechzig-jährige Männer sich erklären gesehen: — Beweis gnug, daß die Herren Mahler hier die Farben mit ritterlicher Grobheit aufgetragen haben müssen.

Jeder Autor indessen, der die Farben zu ähnlichen Scenen, nur etwas feiner zu reiben, und, hinter gewissen dünnen Vorhängen, eben so viel zu zeigen versteht; jeder Autor, der, immer-wiederkehrend und immer in einer andern Manier, Wange an Wange gelehnt, Auge

in Auge hinüberweinend, Herz gegen Herz klopfend, Brust an Brust, Knie gegen Knie gedrückt, zu schildern und an Ort und Stelle, nur nicht wie in den Ritterromanen, am Licht der Sonne, das Schleyertüchlein zurückzuschlagen weis: dem werden auch immer und immer die Thüren aller fühlenden Herzen und alle Thränen-quellen liebender Seelen offen stehen.

Daher rathen wir jedem Nachahmer des Verfassers des Rudolph von Werdenberg und der Clara Dupleßis, keineswegs zu glauben, daß dieser beliebte Schriftsteller den allgemeinen Beyfall, dessen er sich in der Lese-welt erfreut, der Wahrheit seiner Darstellungen, der edeln und rührenden Seelen-mahlerey, und der beneidenswürdigen Einfalt seiner Sprache verdanke.

Jedes Genie in der Kunst, schlecht zu schreiben, darf nur aus Siegwart und Consorten die Anspielungen auf die Religion, auf die Meßiade, und die erhabenen Kirchenliederchen weglassen, von denen unsre neuesten liebenden Seelen durch die Ritter-romane so ziemlich entwöhnt sind; einige zu bekannte und zu oft bespöttelte Namen der handelnden Personen in neuere, und einige uralte Ausdrükke in Lafontainische Rede-wendungen umtaufen: und ein Roman für die aller-neueste Art zu empfinden, ist fertig; und schmückt die Sopha's, die Tabourets, und Toiletten.

Denn die ernste Stimme weiser Kritiker gegen die sigwartisirenden Romane tönte wohl nie bis unter die Dormeusen kränkelnder Mädchen, oder unter die Schwungfedern galanter Damen: höchstens konnte ihnen ein weltmännisches Kleinmeisterchen etwas davon in's niedliche Oehrchen geflüstert haben. Aber in ihrem Herzen hatten

sie immer den kräftigsten Fürsprecher für diese edelste Gattung der Leserey.

Siegwartiana, etwas neu aufgestuzt und neu verbrämt mit den modischesten Borten und Bändern der neuesten Messe, die in dem großen Mode-journal der Schriftsteller, in dem Leipziger Katalogen, allhalbjährlich, beschrieben und feil-geboten werden, waren von je her und werden immer seyn — die allerquikkenden Herzpflästerchen des liebenden Theils, das heißt, des Zweydrittheils des Lese-publikums.

Ueberhaupt mögen es sich die schlechten Schönkünstler nicht blos unter den Schriftstellern, sondern auch unter den Schauspielern, Tonkünstlern, Mahlern u. s. w. als das große Geheimnis ihrer respectiven Künste merken: daß alle schönen Künste jeder Gattung durch das ihnen beygemischte Siegwartianum quid immer am meisten von je her gefielen, immer am meisten gefallen werden.

Die rührendste Seite der erhabenen Natur selbst, kann man sagen, ist diejenige, wo sie mit ihren lieben Geschöpfchen siegwartisirt!

Notetur haec phrasis, vos Bavii et Maevii!

* * *

Nachdem wir bey Gelegenheit der empfindsamen Romane den geneigten Leser zu rühren bemüht gewesen: so sollten wir ihn nun lachen machen, indem wir zu den komischen Romanen übergehen. Aber er beliebe nur die Augen thränen-feucht, und Mit-gefühl blikkend, wie bisher, zu erhalten: denn das Komische unserer teutschen Schriftsteller zwingt, wenigstens dem Kritiker, meistentheils

sehr

sehr bittre Thränen ab, Thränen des Mitleids über mislungenen Wiz, Thränen der Reue über verschwendete Zeit und übelangewandtes Druckpapier, Thränen der Rührung wegen menschlicher Schwachheit und Autor-Sündhaftigkeit.

Auch diese Gattung scheint auf den ersten Anblick nicht ohne Schwierigkeit zu seyn!

Denn bey jeder Art der Darstellung von rührenden Empfindungen und starken Leidenschaften kann ein Verfasser zuversichtlich auf die Ideen-associazion der Leser rechnen, die nur zu oft den mattesten Darstellungen Feuer, den lebenlosesten Leben leiht: welches insbesondere bey Gemählden schwelgerischer Ueppigkeit und lüsterner Schlüpfrigkeit der Fall ist. Denn hier sieht man die Leser oft bey den kältesten, gesudeltsten Schilderungen, wie einen Fieber-Kranken am kalten Ofen, von eigner innerer Hizze glühen.

Aber in Scenen und Schilderungen, die das Zwergfell erschüttern sollen, findet der Leser selten mehr, als der Autor hineinlegte; lacht selten anders, als wenn dieser etwas wirklich Lachenswürdiges sagt, oder lacht höchstens über das fruchtlose Bestreben desselben, ihn lachen zu machen: und uns selbst zu kizzeln, um lachen zu können, ist doch immer etwas mühsames und armseliges; was man wenigstens nicht gerne da mag, wo andre Leute uns ausdrücklich, mit eigenen Kosten, auf ein Gastgebot zum Lachen einladen.

Empfindung und Empfindeley stekken an und theilen sich dem Leser mit, wie epidemische Krankheiten in der Pest: je kränkelnder und ästhetisch-siecher die Darstellungen der Schriftsteller dieser Gattung; desto behaglicher sympathisiren die Leser; desto gewisser und unheilbarer ist

die Anstekkung und Mittheilung der herz-brechenden Schilderungen in Seelen, die mit einer großen Masse homogenen Krankheitsstoffes in allen Fasern ihrer geistigen Organisazion geschwängert sind: wie dies die wiederholten Auflagen der Siegwarte, des guten Jünglings Engelhof, der Herfort und Klärchen, zur Gnüge beweisen.

Dagegen sind Wiz und komische Laune, wie das hüpfende Blut eines unbefangenen, durch und durch gesunden Geistes, und theilen sich daher nur einem gleich-gesunden Kopf und Herzen mit.

Der sicherste Beweis von kränkelnder Empfindeley und Herzenssiechheit ist jene Wasserscheu vor stechendem Wiz und komischer Laune, an welcher wir alle unsre nervenschwachen Dämchen daniederliegen sehen, deren blasse Wangen kaum noch für ein mitleidig-rührendes Lächeln ein Grübchen übrig zu haben scheinen.

So — der kränkelnde Theil der Leser bey Romanen von der empfindsamen Gattung!

Aber jede Spur von Schwindsucht des Wizzes oder Wassersucht der komisch-tändelnden Einbildungskraft stört und verleidet einem gesunden Geist einen Schriftsteller, der uns zu unterhalten, nicht zu betrüben oder zu ärgern, versprach.

Ueberhaupt scheint das Zwergfell bey den Menschen lange nicht so leicht-beweglich, so reiz- und rührbar zu seyn, als die Thränen-drüse. Denn ob man gleich sehr oft Leute findet, die nicht weinen können: dagegen aber, so viel ich weis, noch keinen gefunden hat, der nicht lachen konnte: so ist es doch ausgemacht, daß es eine viel schwerere und seltnere Kunst ist, das Zwergfell der Menschen zu erschüttern, als ihre

Thränen-drüse bis zur lebendigen Springquelle fließen zu machen.

Daher dann auch Schriftsteller, welche die Musen selbst lachen und lachen machen gelehrt, ein Lucian, ein Swift, ein Yorick, ein Jean Paul, ein Lichtenberg, bey den Menschen, und mit Recht, in großem Werthe gehalten, und zu den beliebtesten und allgemein-gebetensten Unterhaltern bey dem Gastmahle des Lebens von je her gezählt wurden, dieses Gastmahls, welches meistentheils entweder langweilig-still, oder tragisch-geräusch-voll zu seyn pflegt.

Aber: „Verzweifele nicht, auch das Schwerste leicht zu machen!“ ist die Losung aller schlechten Schriftsteller, wodurch sie, wie mit einer Zauberformel, alle Schwierigkeiten wegbeschwören, und, wie mit einer Wünschelruthe, ungeahndetes Gold da herausgraben, wo jeder ächte Künstler nie den Spaten angesezt haben würde.

Diese Losung der schlechten Schriftsteller: „Verzweifle nicht!“ und die glückliche Wirksamkeit, welche davon in ihren Schriften zu Tage liegt, ist der unwidersprechlichste Beweis von der Wahrheit jener scharfsinnigen Maxime in der Rede des Römischen Geschichtschreibers von Alexanders des Großen Thaten:

desperatio salutis saepe spei causa est. Curtius.

eine Maxime, deren glücklicher Anwendung der griechische Welteroberer, und die schlechten Schriftsteller, jeder von beyden ihre respective Größe, zu verdanken haben.

Ein Genie in der Kunst schlecht zu schreiben, wenn es etwa so eben den Siegfried von Lindenberg oder die Biographie von Siebenkäs gelesen, geht so gleich aus der Dachstube oder dem Keller, wo es sich, aus billiger Scheu vor den Creditoren, hingeflüchtet, ein

paar Tage nach einander auf die Kräutermärkte, in die Spinnstuben, in die Tabagien, oder auf die Wachstuben, und vergegenwärtigt sich hier von neuem und mit neuem Wohlbehagen die Scenen langweiliger Gemeinheit, niedriger Ungeschliffenheit, bäurischer Plumpheit und pöbelhafter Wizzeley, die ihm eigentlich nie fremde waren,

et quarum ipse pars magna fuit. Aeneid. Lib. IV.

Wer könnte treuer erzählen, lebhafter schildern, und wahrer darstellen, als wer selbst in der zu erzählenden Geschichte seine Rolle, und nicht selten eine Hauptrolle, mitgespielt?

Warum wundern sich dann die eingeschränkten Köpfe von Kritikern, daß es Schriftstellern von diesen Sitten so außerordentlich gelingt, die geistigen und leiblichen Carrikaturgestalten der verächtlichsten Pöbel-classe, den feinen Wiz der Sackträger, die wohlgesezten Redensarten der Höker- und Kräuterweiber, die genialischen Flüche der Wachstuben, mit dieser lebendigen Farben-gebung, dieser durchgängigen Haltung wiederzugeben, die wir in unsern neuesten komischen Romanen anstaunen.

Dafür erfreuen sie sich aber auch der hohen Ehre, auf welche kein Moliere und kein Yorik Ansprüche machen darf, und die kein Jean Paul, uud kein Falk erwarten muß, daß ihre Werke in den Bücherschränken der Lesebibliotheken zu den zerriebensten, beschmuztesten und beschmauchtesten gehören: als woraus allein schon erhellet, daß sie, wie billig, auf denjenigen Theatern am meisten glänzen, welche sie in ihren Werken schildern.

Ueberhaupt aber hat das gesammte teutsche Lesepublikum einen gewissen bewundernswürdig-feinen Takt für die grellesten Grobheiten komischer Sudler, und einen eigenthümlichen Geschmack für satyrische

oder komische Abgeschmaktheiten. Wenn unsre Leseleutchen — selbst diejenigen, die im Boudoir, auf dem Puderstuhl, oder im Comtoir, oder in der Krämer-bude, oder wohl gar auch in Registraturen und Canzeleystuben, mit weiser Miene ihr Büchlein blättern, Charaktere, Handlungen, Gesinnungen und Ausdrükke finden, zu welchen sie auf jeder Straße und in jedem Gäschen, auf dem Markt oder in der Spinnstube, die treusten Gegenstükke sehen oder hören können: dann rufen sie entzückt aus: „Der Autor ist mein Mann! Das nenn' ich natürlich! Da weis man doch, was man liest!"

Haben wir nicht ohnlängst nur diese unsere Ohren dazu leihen müssen, um den Husarren mit dem verschrobenen Unterkinn, zahnlosem Maul, halb-abgehauener Nase, und Fingertiefen Schmarre in dem teutschen .... des Herrn .... (eines übrigens gewis nicht talentlosen Schriftstellers) aus dem schön-umperlten Munde einer adelichen Dame, als die aller-natürlichste Naturschilderung, (wir bedienen uns der selbsteigenen Terminologie der hochwohlgebornen Aesthetik) anpreisen zu hören? Und dankt dieser Autor nicht in jeder neuen Auflage seiner vielen Werke (S. dessen Vorreden) dem schönen Geschlecht insbesondere für den Beyfall und die Aufmunterung, womit sie ihn, vorzüglich auch wegen der Charakterschilderungen dieser Art, beehren?

Zum Schluß unserer gründlichen Anweisung, Gedichte und allerley Werke der Einbildungskraft, ohne alles Genie zu machen, können wir unmöglich unterlassen, es wiederholentlich einzuschärfen (so sehr auch unsre ganze Abhandlung der urkundlichste Beweis für die große Wahrheit ist) daß das Genie in Geisteswerken dieser Art zu den entbehrlichsten Dingen gehöre — entbehrlich,

wie es in den von uns hier empfohlenen Schriften, Deutlichkeit und Methode des Vortrages, Bestimmtheit des Sinns und Zierlichkeit des Ausdrucks, nur immer seyn können: und daß es daher mit zu den vielen und zahllosen Irrthümern des Königsberger-Philosophen gehört, auf welche die Stattler schimpfen, die die Herren X, Y, Z, widerlegen, und die Herren K—t—i unwissend, wovon die Rede ist, mit fadem Wiz belachen: wenn er in dem ersten Theil der Kritik der Urtheilskraft Genie zu dem unbedingtesten Erfordernis ächter Kunst in jeder Gattung macht, ja den Wirkungskreis des Genies fast einzig auf die schönen Künste einschränkt, unter denen er den Meisterstükken der Dichtkunst den Vor-Rang vor den andern Künsten zugesteht.

Wir werden hoffentlich keiner neuen Ueberzeugungsgründe benöthiget seyn, um den Leser mit uns glauben zu machen, daß dem großen Denker hier, wie öfter in seinen Werken, indem er zu dem Brunnen der Wahrheit gehen, und mit seiner feinen Analyse tief, tief bis auf den Boden hinunter, schöpfen wollte, der philosophische Krug unter den Händen zerbrochen ist.

Lassen wir die Meisterstükke dieser Schriftsteller in der Poesie, und beschäftigen uns nunmehr einzig mit denen in Prose!

* * *

Hier nennen wir sogleich die Avtobiographien *), oder Beschreibungen unseres närrischen Selbst,

*) Es ist hier nur von After-werken dieser Gattung die Rede, welche von ihren Verfassern zu Romanen bearbeitet werden.

als eine jener vielen erstaunenswürdigen Erfindungen, mit welchen das laufende achtzehnte Jahrhundert alle seine Vorgänger und Nachfolger so glorreich überstrahlet.

Der Verfasser der bey Herrn Buchhändler Maurer herausgekommenen vierzehnzüngigen Sprach-parallele hat unter vielen andern Auslassungssünden sich auch die Ellipse dieser Bemerkung zu Schulden kommen lassen, daß die Griechische Sprache deswegen allein schon einen wesentlichen Vorzug vor allen andern Sprachen der Menschen behauptet: weil sie eine so über alles wichtige Erfindung mit einem einzigen Wort ausdrükken kann: unterdes wir, z. B. im Teutschen, dies nicht anders übersezzen können, als: „Lebensbeschreibung unseres närrischen Selbst mit eigener Hand und bey lebendigem Leibe.“

Ein wahrer Bliz-blick des Genies (wir reden in der eigenthümlichen Genies-sprache) war der Gedanke in dem großen Geist, der zuerst den kühnen, und von keinem schlicht-vernünftigen Menschen nach ihm auszuführenden, Entschluß faßte, bey Leibes Leben, und ohne den entferntesten Gedanken an Testament, Tod und Grab, sein eigenes Leben zu beschreiben, und dem kurzweiligen Publikum sich mit allen Gebrechen des Leibes und des Geistes, mit seinen Thorheiten, Geniesstreichen, Bocksprüngen, Liebeleyen und Rasereyen, in puris naturalibus zur Schau darzubieten.

Wie wandelbar der Geist der Zeiten ist!

In jenen Zeiten, als der, (in Gott, oder — blos in der Erde? ruhende) Doctor Barth noch nicht seine barthisch-neuen Offenbarungen, seine francmacon- und sanfaconnischen Exegesen, und sein ungläubiges Glaubensbekenntnis, noch seinen philosophischen Katechismus geschrieben hatte, geschah' es nicht selten, daß irgend eine alte

christliche Jungfer oder betschwesterliches Mütterlein, aus frommer Eitelkeit, nebenher auch aus wohlmeinender Andächteley, sich, indem sie noch mit ziemlichem Appetit auf der Erde umherwandelten, und die Klätschereyen ihres Gäschens selbstgefällig anhörten, ihren Sarg verfertigen, sich das Sterbehemd anlegen, die Todtenlichter anstekken, und im Sarge liegend, so gar ihre Grablieder singen ließen: wo es denn nicht selten geschah, daß die unter vielen frommen Rührungen der Umstehenden Eingesargten und Besungenen, zum höchsten Aerger ihrer Erben oder wenigstens der von ihnen verläumdeten Ehe-paare und Familien, noch einige zehn, funfzehn, bis zwanzig Jahre, in der sterblichen Hülle ihres kleinen Geistes verweilten.

Thöricht und abgeschmackt, wie ein solches Begräbnis bey lebendigem Leibe und heiler Haut an sich ist, hat auch unser weises und über alle, besonders aber über religiöse, Vorurtheile erhabenes Jahrhundert es billig dafür erklärt: nicht nur in Worten dafür erklärt, (wie dies wohl bey vielen andern moralischen und politischen Irrthümern und Vorurtheilen der Fall ist, die von allen Menschen dafür erkannt, und doch nicht abgestellt werden,) sondern durch Werk und That.

Denn in unsern Tagen sind die Menschen so weit entfernt, sich zwey oder mehrmalen begraben zu lassen; daß sie von allen ihren Besizzungen und Erwerbnissen kaum gnug ersparen, um einmal begraben werden zu können: indem es die meisten Menschen mit ihren irdischen Glücksgütern wohlbedächtig so zu halten pflegen, wie hungrige Reisende mit einem selbstbezahlten, wohlbesezten Tisch: beyde nämlich hören nicht eher auf, zu zehren, als bis sie — reinen Tisch gemacht.

Einen unwidersprechlichen Beweis von dieser aller-

neuesten Lebensökonomie kann der geneigte Leser fast in jedem dritten Stück der Berliner-zeitung und jeder andern cum privilegio gedruckten Anzeige von Todesfällen, Credit- und Debit-Sachen, und Erbschaftlichen Auseinandersezzungen lesen: als woselbst das Absterben vieler, oft sehr reicher Leute, die an nichts starben, als — an ihrem Gelde, meistentheils auf eine doppelte Art zur Kunde des Publikums gebracht wird: nämlich einmal von den Freunden und Anverwandten des Erblaßten; und dann, von den Land- oder Stadtgerichten seines Orts, welche die Creditoren des Verstorbenen zum Concurs über dessen „unzulänglich-befundenes“ Vermögen zusammenberufen.

Da man also zu unserer Zeit wohlbedächtig ohne Testament zu sterben pflegt, und sich weislich nur einmal begraben läßt: so scheint die eben angerühmte Erfindung der Autobiographien gewissermaßen als ein wizziger und zugleich sehr belohnender Ersaz für Testament und doppelte Begräbnisgebühren angesehen werden zu müssen.

Denn eine gedruckte Selbstlebensbeschreibung ist so weit entfernt, den Verfasser, wie ein Testament wohl thun würde, an Grab und Tod zu erinnern, daß es ihm vielmehr ein neuer Quell des Lebensunterhaltes wird. Kein Mensch kann in unsern christlichen Landen sterben und begraben werden, ohne eine beträchtliche Summe von Gebühren an die Herren Geistlichen, Schullehrer, Kirchen- und Kirchhofs-bedienten zu entrichten: aber die Beschreibung eines gelebten Lebens wird dem Herrn Autobiographen mit baaren Thalern von dem Buchhändler bezahlt: gesezt auch, daß der Verfasser und Leber der großen Lebensgeschichte durch die Parentazion der Herren Rezensenten zu dem Tode ewiger Vergessenheit,

oder, welches fast noch schlimmer ist, ruhmloser Unsterblichkeit, eingesegnet werden sollte.

Denn freilich könnten viele unserer allerneusten Selbstlebensbeschreibungen in moralischer und ästhetischer Rücksicht immerhin auch eben so treffend „Selbstbegräbnisse“ betitelt, und die Avtobiographien in Avtotaphien umgetauft werden: so daß man also einen solchen Avtobiographen als einen armen Sünder ansähe, der, mit dem erbaulichen Armen-Sünderliedchen auf seine eigne Unthaten in der Hand, den selbstverdienten Tod (der Vergessenheit) stürbe.

Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Virgil.

Erklecklich für den Beutel des Schriftstellers, wie eine gedruckte Avtobiographie allemal ist, erwächst daraus auch seiner Ehre bey den Menschen ein höchst wichtiger Vortheil.

Denn wie über alles wichtig muß nicht den Menschen ein Mann werden, von dessen allen und jeden unbesonnenen Knabenstreichen, *) jugendlichen Renomistereyen, Verirrungen einer gestörten Phantasie, Rasereyen einer zügellosen Leidenschaft, und Liebeleyen mit Kammerzofen oder Citronen-händlerinnen sie haarklein unterrichtet sind, und den sie dann lebendig in ihrer Mitte umherwandeln sehen!

Wie unendlich schmeichelhaft muß es für den Ehrgeiz eines solchen Avtobiographen seyn, wenn vernünftige Leute auf der Straße mit Fingern auf ihn hindeuten, und sagen: Sieh! da geht er! fast scheint er etwas wohlhaben-

---

*) Denn dies ist der gewöhnliche Inhalt der romantischen Selbstlebensbeschreibungen.

der zu leben, seitdem er selbstbeschrieben lebt, ohngefähr so wie die ausgestopften Vögel auf dem Schrank ein volleres Ansehn haben, als die lebendigen: und die blanken Thaler des Herren Verlegers scheinen ihm besser zu bekommen, als da er, nach seiner avtobiographischen Erzählung, noch bey dem Philantropin angesezt war, und durch die besondre Güte der Frau Inspectorin und Großpensionairin, blos zur Pädagogischen Leibesübung, mit seinen Eleven hungern mußte.

Unendlich-schmeichelhafter und kizzelnder für sein eitles Herz ist es, wenn, indem er so eben hier in Berlin unter den Linden umherwandelt, um einige Scenen in dem nächstherauszugebenden vierten und fünften Theil seiner Biographie poßierlich-komischer, oder ekel-greller, oder auch für seine kleine Person glorreicher, auszumahlen, wenn er dann einige Mädchen hinter ihm sich zuflüstern hört: „Das ist er, der Herr Friz Wanderer? Man merkts ihm an, daß er stark empfinden kann! Sehen Sie nur die hohlen Augen! Das hervorstehende beredte Kinn! Die bedeutungsvolle Habichtsnase! Leibhaftig alles, wie er sich geschildert hat!“

„Ja wohl,“ erwiedert dann die mitspazierende, etwas ältere, und vielleicht durch Erfahrungen anderer Art gewizzigte, „Ja wohl,“ erwiedert sie mit verbissenem Lächeln, „stark empfinden muß er können! Die Scene mit Madam R** ist rührend, höchst rührend — *) bis zum Lachen.“

Der Autor hat im Stolz seines Herzens alles, alles — nur nicht, (wie denn viel andre Leute grade das Wich-

---

*) Siehe (wer zu sehen beliebt) die Scenen eines bekannten, und wie es scheint, sehr gelesenen Romans dieser Gattung.

tigste überhören,) das bedeutungsvolle lezte Wort der kalten Spötterin vernommen.

Stehendes Fußes fliegt er nach Hause, und schreibt ein neues Capitel seiner Biographie, betitelt: „philosophisch-psychologisch-moralische Selbsterfahrungen des Autobiographen über die Wirkung seines Werkes auf die Leser desselben, die ihm auf dem Spaziergange begegnen": wo er dann dem Publikum das oben angeführte, seiner Eitelkeit fast noch weniger, als blos zweifelhaft-schmeichelnde Mädchengespräch, wörtlich, (versteht sich mit Auslassung der von ihm selbst-überhörten Worte —) niederschreibt, und sich gelegentlich in weitläuftige Erwägungen und Erörterungen über Schriftsteller-reputation in der gelehrten und ungelehrten Welt, bey Männern und Weibern, bey ältern und jüngern Mädchen, unter den Linden und im Thiergarten, eben so gründlich als ausführlich verbreitet. *)

Und da er bey der Darstellung der unendlich-wichtigen Thatsachen seines Lebens, eben so sehr aus Liebe zur Wahrheit, als um der leeren Ausfüllung der Druckbogen willen, die Regeln der Wahrscheinlichkeit weislich zu Rathe zieht, und nicht blos das schreibt, was er gelebt, erfahren, und empfunden hat, sondern auch alles, was er irgend hätte erleben, erfahren und empfinden können: so trägt er kein Bedenken, jenem Mädchengespräch noch den Wunsch der jüngern hinzuzufügen, einen solchen Mann, wie er, der Herr Autobiograph!, zu heirathen: ein Wunsch, der ihm, nach seiner erprobten Welt- und Herzens-kenntnis, und eben so sehr durch die

---

*) Conf. die schaalen, geistlosen, unausstehlich-gelehrten, moralischen, politischen, pädagogischen u. d. g. Reflexionen der Werklein dieser Gattung.

feste Ueberzeugung von der Wichtigkeit seiner Person und der Hübschheit seiner Figur, doch gar zu natürlich in der ursprünglichen Ideen-associazion eines jeden über-vierzehnjährigen Mädchens zu liegen scheint, als daß er einen Augenblick die Wirklichkeit desselben bezweifeln könnte.

Aber so klein, so atom-klein, geneigter Leser, werden oft die panegyrischen Erzählungen unserer allerneusten Avto-Historiker, wenn sie unter die Fakkel der Wahrheit etwas näher zur Beschauung gebracht werden!!

Für die gelehrte Welt ist nun freilich die Erfindung der Avtobiographien ein ganz neuer und unerschöpflicher Springquell.

Die Metaphysik ist durch den Königsbergschen Aristoteles auf immer vollendet, und als schriftstellerischer Erfindungsquell auf immer ausgetrocknet: in der Theologie ist nach Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch, Polemik, Thetik, keine Nachfrage mehr: in der Rechtswissenschaft ist bis zum Jubeljahr 1800 gewis alles aufs Reine gebracht: in der eigentlichen Hevristik der Wissenschaften, in der Mathematik, werden die Erfindungen von Tage zu Tage weniger und sparsamer: die grösten Dichter selbst beklagen sich über vorweg-gegriffenen Stoff.

Aber Beschreibungen des selbstgelebten Lebens wird es geben von nun an bis ans Ende der Tage, wo die alles-verschlingende Flamme, wie Silberschlag in seiner Geogonie demonstrirt hat, mit dem Weltgebäude zugleich alle Graphien, Biographien, und Avtobiographien verzehren, und wie Makulatur auf Erden, dem ewigen Vulkan opfern soll.

Die große Leichtigkeit überdem, sich dieser wichtigen Erfindung zur Bereicherung der schreibenden Welt zu be-

dienen, muß ihren Werth in den Augen jedes Kenners nur noch erhöhen.

Denn wenn man nicht nur zu jeder andern Kunst, sondern auch so gar zu der Kunst schlecht zu schreiben, in jeder Gattung, wenigstens etwas gelesen haben, oder lesen, mitunter auch, und wär's auch noch so wenig, etwas selbst denken muß: so brauchts zur Anfertigung einer Avtobiographie nichts mehr, und nichts weniger, als daß man gelebt habe, und noch lebe?

Und welcher lebendige Narr hat nicht — wenigstens gelebt!

Der Bär, sagt man, saugt im Winter an seinen eigenen Pfoten: der avtobiographische Roman-schreiber (wir brauchten die Phrase schon vorhin) lebt von seinem eigenen Leben. Aber wie stellt man's an, um von fremder Leute Leben zu leben? Wenn man's so macht, wie Herr M—n, der die schlaue Gewohnheit hat, in den Gesellschaften, die er besucht, den Leuten ihre Lebensgeschichte abzufragen: die er hernach unter verschiedenen Titeln: Meine Geschichte von **C; meine Begebenheiten von **R; meine Schicksale, aus den Papieren des Marq. von S**; dem lese-gierigen Publikum zutrinkt. Und so hat er schon mehrere Leben zu Ende geschrieben: und keines, bis jezt leider! zu Ende gelebt: im Gegentheil verlängert er, auf eine sehr gemächliche Art, sein sehr entbehrliches Daseyn durch diese litterarische Todtschläge und Leichenbegängnisse anderer.

Daher denn auch die unabsehliche Menge solcher Avtobiographien, ohngeachtet die Nesseln auf ihres Erfinders Grabe noch kaum bis zum Stechen groß gewachsen seyn können.

Denn so gleich nach „Anton Reiser" erschienen, ob-

gleich, wie billig, in ganz verschiedener Manier gearbeitet, Peter Pilgrimmer, Heinrich Waller, Friz Wanderer u. s. f. welche, wie man sieht, durch die bloße Leichtigkeit, Avtobiographien zu schreiben, nur noch träger gemacht, sich nicht einmal die Mühe genommen zu haben scheinen, die Namen auf den Titelbogen zu ändern: indem sie alle „einen reisenden, pilgernden, wallenden, wandernden Geck" bezeichnen.

Da uns bey unserer gründlichen Bearbeitung der Theorie der Kunst, schlecht zu schreiben, nothwendig auch mitunter neue Ideen zuströmen müssen: so erlaube man es uns hiemit, zur Ermunterung künftiger Avtobiographen folgende sehr bedeutungsvoll-klingende Titel vorzuschlagen: „Hans Geher, „Rolf Füßler, „Tapps Klepper, „Görge Schwindler, „Hincmar Hinker," u. s. f.

Wir selbst aber, die wir uns, um gewisser Leute willen, noch nicht getrauen dürfen, unser kleines Leben dem kritischen Auge des Publikums, wie weiland der griechische Mahler seinen etwas verpfuschten Schu dem Auge des Schusters, zur beliebigen Ansicht darzustellen, werden uns vor der Hand begnügen, mit einer der nächsten Messen herauszugeben: „Fragmente der Lebensgeschichte eines armen Schneiders, ein Beytrag zu den vielen Avtobiographien unseres Jahrhunderts, von ihm selbst geschrieben auf dringendes Anrathen seiner Frau, und herausgegeben von Ernst Gottschalk Rüger."

Frägt man nun aber nach dem **moralischen Nuzzen** der gewöhnlichen Avtobiographien: ja — da hinkts — wie bey zahllosen andern, und zum Theil fast wichtigern Gegenständen menschlicher Betriebsamkeit.

Denn solche Selbstgeschichten voll wahrer und erdichteter Thorheiten, Bubenstükke, fieberhafter Phantasien und

hochfliegender Eitelkeiten, kann man, um bey der bekannten Vergleichung eines Buchs mit einem angerichteten Gastmahl stehen zu bleiben, jenem Gastmahl des Heliogabalus vergleichen, wo er lauter Krüppelgestalten, als Bucklichte, Lahme, Einäugige, Gichtbrüchige u. s. f. zusammengeladen hatte.

Wie wohl das werthe teutsche Lese-publikum nicht blos von den Herren Avtobiographen unter den Schriftstellern in solche Gesellschaft gebeten wird!!

Wie Krüppel mit ihren bedaurenswürdigen, aber eklen Gebrechen sich an volkreiche Heerstraßen hinstellen, und, diese dem Auge der Vorübergehenden entblößend, Allmosen flehen; so stellen sich jene Sudler von Avtobiographen mit allen ihren physischen Verwahrlosungen, moralischen Ungezogenheiten, intellectuellen Blödsinnigkeiten, und schriftstellerischen Unverschämtheiten, an die große Heerstraße des Publikums, die avtobiographische Schandtafel ihrer eigenen Häslichkeit in beyden Händen!

Freilich setzet man sonderbare Thier-raritäten, als z. B. verwachsene Frösche, unnatürlich-geborne Käzchen, und selbst menschliche Misgeburten, in Spiritus. Aber das sind doch wahre Thatsachen der Natur; und diese dienen allemal zur weitern Nachforschung des philosophischen Physikers, Arztes, Physiologen.

Aber was würde selbst der pedantischeste Sammler natürlicher Raritäten dem Bauer für einen ausgestopften natürlichen Sperling, oder auch für ein todtgebornes Kalb mit acht Füßen bezahlen, wovon viere das eigene Machwerk des betriegerischen Bauers wären?

Grade so ist es auch mit den entweder ekel-alltäglichen, langweiligen Spinnstuben-geschichten und Schildereyen der meisten

meisten Autobiographien, oder noch mehr mit den halb-wahren, halb-erdichteten, und oft in ihrer eignen Erzählung sich selbst widersprechenden Thatsachen dieser eigenliebigsten und fantastischesten aller Scribler bewandt.

Sie sind dem Philosophen, dem Moralisten, dem Psychologen, grade das, was der ausgestopfte Dach-sperling und das todtgeborne Kalb mit den vier selbstgemachten Füßen dem Physiker, dem Arzt, dem Anatom, seyn würden.

Sieben Städte Griechenlands stritten mit einander um die Ehre, der Geburtsort des großen Homer zu seyn. Und noch bis jezt, nach den sorgfältigsten, mehr als zweytausendjährigen, Untersuchungen der Kritiker wissen wir nicht: Ob der Altvater der Dichter nur mit Einem Auge, oder mit zweyen in die Welt sahe? Ob er sein unsterbliches Gedicht selbst niederschrieb, oder einem Copisten in die Feder dictirte? Oder wohl gar, was eben so möglich, und fast noch wahrscheinlicher ist, es die Knaben in der Schule auswendig singen lehrte? Ob er es, wenn es nun niedergeschrieben, wie C** alle seine Werke, selbst verlegt, oder, wie K** seine Manuscripte unter verschiedenen Titeln, mehrern Buchhändlern zugleich zum Druck überschickt? Ob er seine Lieder blos selbst verfertiget, oder sie zugleich gedruckt den Leuten ins Haus gebracht? Oder, was die gelehrtesten Kritiker behaupten, sie ihnen mit eignem Munde ins Haus gesungen hat?

Ueber allen diesen größern und kleinern Lebensverhältnissen des für die Geschichte menschlicher Cultur höchst merkwürdigen Mannes ruht, und auf immer, undurchdringliches Dunkel.

Aber was Herr C** P**r während der ganzen Dauer seines unbemerkten Raupenlebens alles erlebt, er-

fahren, gedacht, empfunden, so wie noch mehr was er nicht gedacht, und nicht empfunden hat? Welche hohe Gefühle beleidigter Menschen-würde und gekränkten Menschen-rechts seine zarte Seele schwellten, als der erste Schlag seines unphilanthropinischen Pädagogen auf seinen H—rn klappte? Welche Wonnegefühle sein empfindungsvolles Herz überströmten, als die Jungemagd seiner Mutter ihm, dem dreyzehnjährigen Laffen, eine losgetrennte Masche ihres seidenen Gala-strumpfes zum Unterpfand ewiger Liebe verehrte? Wie oft sein alltäglicher Verstand die Dinge anders angesehen, als sie an sich waren? Wie oft seine verwirrte Phantasie, gleich hartmäuligen Pferden, durch jeden aufhüpfenden Frosch scheu gemacht, mit seinem bisgen Ueberlegung zaum- und zügellos davon lief? Wie oft sein Herz den Gekken überredte, daß er ein Sträußermädchen, oder eine Wartfrau liebe, und noch öfter, daß er von ihnen geliebt werde? Durch wie viel Thorheiten, Geniesstreiche und Schlechtigkeiten er seiner Eitelkeit, seiner eingebildeten Verliebtheit und schwülstigem Ehrgeiz geopfert; — bis er endlich das unselige Mittelding von Thor und Narr, von Geck und Schurke, von Scribler und Sudler, von Bettler und Grossprecher geworden: welches er wirklich ist: — das alles, und noch mehr, wissen wir, durch seine Avtobiographie unterrichtet, haarklein: wissen es, verbrämt und zierlich-läppisch umbordet mit alltäglichen Waidsprüchen, oberflächlich-psychologischen Reflexionen, halb-wahren und halb-falschen politischen Beobachtungen, unmoralisch-moralischen Neben-bemerkungen, und abentheuerlichen Digressionen von der Ceder bis zum Ysop, der an der Wand wächst.

Ja das wissen wir! Welche über alles wichtige, interessante, der ganzen Menschheit interessante Wissenschaft!

Was, nach dem Zeugnis der Geschichte und der täglichen Erfahrung, nur zu vielen großen Leuten begegnet, daß sie nämlich, wie man sagt, sich selbst zu überleben pflegen; das ist (der geneigte Leser wird es sich selbst sagen) unsern Avtobiographen schlechterdings unmöglich. Ihr Leben ist ihnen so wenig zur Last, daß sie sich nur zu oft darüber ärgern, ihrer rastlosen Feder Ruhe gebieten zu müssen: blos weil sie nicht länger gelebt haben, um länger schreiben zu können. Und so — kann es ihnen zwar wohl begegnen, daß sie sich über-schreiben; aber nicht, daß sie sich über-leben.

Um also ein zu Ende geschriebenes Leben, und mit diesem ihre Lebensbeschreibung, zu verlängern: auf welche weise Erfindung sind sie verfallen?

Sie reisen!

und der abgebrochene Faden des Lebens und der Lebensbeschreibung knüpft sich von neuem, und, wills Gott, in's Unabsehbare an.

Denn durch das Reisen verdoppelt, oder besser vervielfältiget offenbar der Mensch sein persönliches Selbst nach allen moralischen, intellectuellen, und politischen Bestimmungen.

Der Boden unter unserm Fuß, die Gegenstände vor unsern Augen, die Menschen um uns her — alles wird dem Reisenden mit jedem Tage anders, neu, und immerwandelnd.

Zwar wollen einige Leute behaupten, daß der Boden unter unserm Fuß überall Erde, oder wenigstens etwas Erd-ähnliches, der Himmel überall bald heiter, bald umwölkt, die Thiere, die Bäume, die Pflanzen, wenigstens von einem Ende Teutschlands bis zum andern sich so ziemlich gleich, und eben so die Menschen fast überall gut

und böse, verständig und thöricht, oder besser, ein Mittelding zwischen beyden sind.

Aus dieser Bemerkung ziehen sie dann den sonderbaren Schluß, daß, wer mit Nuzzen reisen, und noch mehr, wer seine Reisen gedruckt dem prüfenden Publikum vorlegen will, mit feinem Beobachtungsgeist, mit scharf-unterscheidender Urtheilskraft, mit mannigfaltigen und gründlichen Kenntnissen, mit guten und erprobten Grundsäzzen über Menschen-werth und Menschen-glück ausgerüstet seyn müsse: indem man sonst leicht Gefahr laufen könne, das Alltägliche für außerordentlich, das Gemeine für bewundernswerth zu halten: Gefahr laufen könne, zu tadeln, wo man loben, zu loben, wo man tadeln, und überhaupt zu reden und zu urtheilen, wo man nicht reden, und nicht urtheilen sollte.

So urtheilen einige Leute!

Wer es dagegen beherziget, daß es doch ein großer Unterschied ist, weis auf schwarz gedruckt dem lesenden Publikum zu sagen: „Das Pflaster in X** ist schmuzig“: und etwa in einer Gesellschaft zu sagen: „Die Straßen in B** sind ziemlich unrein“; beherziget, daß man der Welt eine über alles wichtige Wahrheit entdeckt, wenn man schreibt, daß sechs Meilen von hier die Leute lange noch nicht so weise, so gut, und so glücklich sind, als sie es seyn sollten, mitunter auch seyn könnten; beherziget, daß die philosophische Statistik Europens außerordentlich bereichert wird, wenn man uns ein genaues Verzeichnis der Hekken, Scheunen, und Hühner-ställe von sechs oder zehn durchwanderten Dörfern liefert: der wird auch, der Meinung jener Leute schnurstracks entgegen, es sich gern überreden lassen, daß man der obigen Geistestalente und Wissenschaften gar füglich entrathen, und das Lese-publi-

kum dennoch — mit einer Bände-reichen Reise-beschreibung beglükken könne: wie sie uns da so allgewöhnlich von lustwandelnden Musen-söhnen, herumziehenden Kandidaten, auf pädagogische Entdekkungen wallfahrtenden Hofmeistern, genialischen Laden-dienern, verunglückten Comtoir-bedienten, und vom Theater heruntergezischten Schauspielern dargeboten werden.

Reisenden von dieser jugendlichen Unerfahrenheit, oder rohen Unwissenheit, kann man ohne Zweifel den richtigsten Scharfblick über alles dasjenige zutrauen, was zur allgemeinen Lebensökonomie, zur Regierung der Staaten, und Beglükkung der Völker erforderlich ist.

Reisende von diesen Selbsterfahrungen des ungerechten Drucks und der thörichten Launen aller dererjenigen, die ein tadelnswürdiger Sprachgebrauch Vorgesezte nennt, und die von ihren Untergebenen, höchst unbilliger Weise, Gehorsam, Fleiß und Ordnungsliebe fodern — Reisende von diesen Selbsterfahrungen, werden uns gewis die lebendigsten und treffendsten Schilderungen liefern von der durch die Obrigkeit aller Orten unwürdig-eingeschränkten Volksfreyheit, von der schreyenden Härte der Gesezze gegen öffentliche Verbrecher, von dem überall herrschenden Mangel an Aufmunterungen des Genies und von den zahllosen Hemmungen aufstrebender Jünglinge und ihres heroischen Thaten-drangs.

Reisende von d i e s e r geübten Urtheilskraft, d i e s e m unbefangenen Geist, werden die Meinung des Lese-publikums über den wahren Gehalt des Ruhms entfernter großen, oder für groß gehaltenen Männer am richtigsten bestimmen, am treusten leiten können.

Lehrreiche und gründliche Nachrichten über Staatsökonomie, Regierungsverfassung, und Gesezgebung, über

Manufacturen, Handel und den Zustand der Künste und Wissenschaften, welche die Nikolai's, die Schummel, die v. Heß u. s. f. sich durch eigene Ansicht und Studium, oder auch durch Correspondenz mit den einsichtsvollsten Männern der bereisten Oerter und Länder mühsam verschaffen — alles dies erlangen unsre Reisende auf einem viel leichtern und zugleich sichrern Wege. *)

Sie erkundigen sich so gleich am Eingang in die Stadt bey dem Thorschreiber über den Zustand des activen und passiven Handels im Lande: sie fragen den Wirth, auf dessen Ofenbanke sie ihr Reise-bündel niedersezzen, nach dem Maas der Weisheit oder Thorheit der Polizey des Orts: ein mitspeisender Schlukker von prozeß-losem Advokaten unterrichtet sie von der herrschenden Verworrenheit und übertriebenen Strenge der Landesgesezze: ein dito Amtsschreiber belehret sie gründlichst über den gegenwärtig-wirklichen, so wie über den künftig-möglichen Wohlstand des Bauern: einer der Rosse-lenker des residirenden Fürsten vollendet das versammlete geheime Staatsconseil, und krönet die statistischen Einsichten unserer schreibenden Wanderer und wandernden Schreiber mit den allergeheimsten Anekdoten des Hofes.

Sie haben an dem Ort, den sie, nach allen Rubriken seiner jeder-artigen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten beschreiben wollen, einmal zu Mittag gegessen

*) Aber auch sehr guten Reise-beschreibern unterschlüpfen bisweilen gewisse Dichtungen statt erprobter Thatsachen. Z. B. Es hatte jemand mit Entzükken die Schilderung der Aussichten von der sogenannten Riesenkoppe herab in einer bekannten Reise-beschreibung gelesen: durch einen Zufall spricht er darüber einen Mann, der mit dem Herrn Autor die beschriebene Reise gemacht. „Was?" sagt dieser: „der hat die Aussicht von der Riesenkoppe beschrieben? Unser Weg führte uns ja sechs Meilen jenseits vorbey?"

sen: sie haben von den kenntnisvollsten!! Männern jedes Fachs die bestimmtesten Erkundigungen eingezogen: sie haben mit eigenen hohen Füßen einige Straßen durchwandert, einige Häuser begafft, einige Weiber- und Mädchengesichter beäugelt.

Was brauchts mehr zu einer vollständigen Beschreibung des Orts in staatswirthschaftlicher, politischer und moralischer Rücksicht?

Da, wo es ihnen an solchen gründlichen Thatsachen fehlt, ersezzen sie den Mangel durch Raisonnement: wo das Raisonnement sie verläßt, empfindeln sie: wo sie nicht weiter empfindeln können, beschreiben sie, beschreiben in der neuesten Kunstkennersprache und mit Dupaty's Ausführlichkeit, die Schilde der Wirthe, die hölzernen Statüen in den Kirchen, die Kreuze und ihre Inschriften auf den Kirchhöfen: wo die Prose zu Ende ist, wird poetisirt.

Und die Reise-beschreibung ist fertig.

Lies! liebes Publikum!

Da man bis dahin immer nur Reisebeschreibungen gelesen; und es dem Fortschritte des menschlichen Geistes gemäß ist, von den Wirkungen auf die Ursachen, von dem Was? auf das Wie? zurückzuschließen: so dörfen wir uns schmeicheln, dem teutschen Publikum dereinst ein auf die Bedürfnisse der Zeit berechnetes, und der immerfortschreitenden Aufklärung höchst angemessenes Werk zu liefern, in welchem wir uns über die wahre Geschichte der Entstehung und Erzeugung gewisser aller-neuesten Reisebeschreibungen verbreiten: und ein kleines Handbüchlein, etwa unter dem Titel: „wahre Geschichte eines Reisenden; eine berichtigende Beylage zu seiner Reisebeschreibung", ans Licht stellen.

Aber so leben,. schreiben und wandern Autoren, die einen wohlbesezten Tisch allen Altären der Nachwelt, den blanken Thaler des Herrn Verlegers einer Ehren-Medaille von Abramson, und eine panegyrische Rezension in dem Hamburger-Correspondenten einem Eloge academique vorziehen!

* * *

Zwanzig Meilen ausländischen Bodens sind mit gelehrtem Fuß durchwandert: und in vollen drey Bänden lieset die Welt die Thatenvolle Geschichte dieser Reise: unterdeß der Welt-umsegler Cook von seiner Reise um die Welt uns nur zwey Bände lieferte.

Aber dies ist leicht zu erklären!

Denn der große Mann zeichnete mit gewissenhafter Genauigkeit nur das auf, was er sahe, hörte, und empfand: dagegen Reise-beschreiber unserer Gattung mit all-erschöpfendem Fleiß auch das niederschreiben, was sie nicht sahen, nicht hörten, und nicht empfanden.

Ueberdem fehlte es dem Engeländer insbesondere an den mannigfaltigen physischen, natur-historischen, ökonomischen, kameralistischen, politischen, philosophischen und ästhetischen Compendien-kenntnissen, mit welchen unsere Kosmographen so überreichlich ausgestattet sind.

Die Kunst, die große Schriftstellerkunst, zu dehnen, und ein Mükkenfell zu einer Elephanten-haut auszuzerren, verstand er überall nicht.

Und wir wüßten nicht, ob irgend ein Autor, ohne besondere Erfahrenheit in dieser Kunst, ein Bände-reiches Werk liefern könnte!

Aber sie ist die Wunder-kraft, durch welche er den oft sehr wenig reichhaltigen Stoff seiner Feder so befruch-

tet, daß er, und wäre dieser so dürftig wie das Oelkrüglein der armen Wittwe zu Zarpath, dennoch im Stande ist, hundert Tonnen Oels an den Herrn Verleger zu liefern.

Daß aber dies Oel mitunter ziemlich wässerigt sey, und die ewige Lampe der Weisheit und der Aufklärung nicht eben viel heller brennen mache, davon könnte die teutsche Litteratur ein sehr beweisendes Beyspiel seyn, als welche, wie bekannt, unter allen Litteraturen Europens, die Bände-reichste ist.

Dem geneigten Leser müsse selbst dieses lehrreiche Porisma, welches leicht eine Abschweifung scheinen könnte, nur ein Beweis seyn von unserer unermüdlichen Strebsamkeit, der gelehrten Welt nüzlich zu werden, und ihr mit der gewissenhaftesten Sorgfalt jede Gold-ader der Viel- und Schlechtschreiberey auszugraben.

Aber wir kehren von dem Kreuzwege der Abschweifung in die Heerstraße zu unsern schreibenden Wanderern zurück.

* * *

Der Herr Verleger, zu wohl bekannt mit dem immer-wechselnden Lese-geschmack, und besonders auch furchtsam gemacht durch einige ganz wegwerfende unbezahlte, so wie noch mehr durch die, kaum ein mittelmäßiges Lob posaunende, bezahlte Rezensionen von der Reise-beschreibung des Verfassers, äußert demselben seine billige Besorgniß wegen der Aufnahme des Buchs bey dem kritischen Publikum, und was ihm billig mehr als diese gilt, wegen der Abnahme desselben von der Hand des Lesepublikums.

(Denn oft erfährt ein Buch, das wissen die Herrn von der Minervalischen Heb-ammenzunft nur zu wohl, eine sehr gute Aufnahme, und hat doch eine schlechte Abnahme; und, eben so oft wenigstens, eine schlechte Aufnahme, und sehr gute Abnahme.)

„Anbey erfolgen *) die Heller für das zulezt-gelieferte Manuscript.“

Weniger durch die wörtlich-geäußerte Besorgniß des Herrn Verlegers, als durch die frühe Uebersendung des Honorars geschreckt; (denn meistens schrieb der Autor schneller, als der Herr Verleger bezahlte) fängt der Verfasser selbst an, zu zweifeln, ob die gelehrte Welt noch lange mit ihm werde reisen wollen?

Verschwunden ist mit den blanken Thalern die Muse: versiegt die Quelle der Begeisterung: schlaff hängt die Hand, die sonst so fertig schrieb.

Was er wuste, und was er nicht wuste, was er erfahren, und was er nicht erfahren, beobachtet, und nicht beobachtet, das hat er, in seiner Lebensbeschreibung, und in seinen Wanderungen, dem erwachsenen Theil der Lese-welt registrirt.

Aber Dank sey's der schriftstellerischen Indüstrie! die, seit ohngefähr drey Dezennien, auch die Kindelein auf das bunt-beklebte Theater der Lese-welt heraufgehoben, oder vielmehr — auf beyden Armen herauf getragen, und noch fortdauernd in jedem Meßverzeichnis durch

pädagogische Schriftlein

jeder Gattung ihnen zuruft: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“

---

*) Eine Stelle aus dem mercantilischen Briefe.

Hier ist nun allen schreibenden Fingern ein unermeßliches Feld der Uebung ihrer Fertigkeit eröfnet.

So wie alte, zu jedem Geschäft der Haushaltung unbrauchbare Mütterchen Kinder-wärterinnen, und gefallene Mädchen Ammen werden: eben so glaubt auch jeder erschöpfte oder abgesezte Schriftsteller, oder, wer immer nur einen Gänsekiel mit gall-apfelichter Feuchtigkeit benezzen mag, — wenigstens für Kinder schreiben zu können.

Daher dann — der erstaunenswürdige Ueberfluß an Schriften von Kindern für Kinder! von Einfältigen für Einfältige!

Primaner einer Schule schreiben Lese-bücher für Secundaner; und diese rechtfertigen ihre altiores progressus durch Werke für die Tertianer: Schulhalter geben ihre Katechismus-Katechisazionen dem gefälligen Publikum zu lesen: und wir zählen eben so viele „Methodes pour enseigner la langue françoise," als französische Sprachmeister in allen großen und kleinen Städten von Teutschland herumhüpfen.

Eitle, aber arme Mütter, die in einer Lese-bibliothek engagirt sind, schreiben „Unterhaltungen für Kinder"; und unterhalten ihre Eitelkeit gar reichlich vermittelst dieser Unterhaltungen. Jede Vorsteherin einer Knippschule unterrichtet — nach ihrem eigenen, gedruckten Buchstabier- und Lese-büchlein: und verdorbene Kandidaten, welche Stifter, Directoren, Lehrer und Einheizer *)

---

*) In einer großen Stadt unseres Vaterlandes kam uns einst der gedruckte Plan eines Erziehungs-instituts vor Augen, dessen Errichter sich, mit seinem Namen, also unterzeichnete: N. Stifter, Director und Lehrer des N...schen Erziehungs-instituts. Bey näherer Untersuchung fand sich, daß der arme Menschen-veredler nicht nur Stifter, Director und einziger Lehrer seines Instituts; sondern auch, aus Mangel an einem Aufwärter, so gar Einheizer desselben war.

des nach ihrem Namen benannten Erziehungs-Institutes sind, geben der kleinen Jugend gedruckte

Encyklopädien alles Wißbaren

von ihrer eigenen Mache in die Hand.

Sonderbarer Contrast in dem Geiste des Jahrhunderts!

Die Schnürbrüste, die Halstücher, die Hüte, die Hosen so gar, schaffen wir ab, als körper-entstellend, die freye Bewegung der Säfte verhindernd, und böse Lüste erregend. (Die Hosen indessen könnten wir vor der Hand an dem bewußten Ort sizzen lassen, statt sie, nach dem Rath des Herrn Doctor Faust, wie die Hochländer an Stangen, auf den Knöpfen unserer Rohrstökke zu tragen.) Und die Schnür-brüste des Geistes, die einengenden Binden der Denkkraft, die verhüllenden Schleyer vor das Auge der jungen Menschheit, werden empfohlen, gelobpreiset, und, in besonders dazu errichteten Manufakturen, bearbeitet!!

Denn wozu sähen wir sonst in unsern' Meskatalogen allhälbjährlich eine solche Menge von Romanen, Calendern, Allmanachen, Reise-beschreibungen, Psychologien, Metaphysiken der Natur, Metaphysiken der Sittenlehre, Transcendental-philosophien, u. s. f. für Kinder?

Wie fest, wie unerschütterlich, gründet man das Heil der Menschheit auf diesem papiernen Boden!!

So — erhält die Urtheilskraft schon früh allgemeine Principien, nach welchen sie, wie ein mechanischer Rechenmeister nach vorgeschriebenen Regeln, die Anschauungen der Sinne regelt: und der Mensch weis lange vorher, ehe er urtheilen kann, was und wie er urtheilen muß! eine Wissenschaft, die auf die Erleichterung des Denkgeschäftes weislich berechnet ist: ob auch auf die

Schärfung des Urtheils? — das mögen unsre achtjährigen Philosophen beweisen, wenn sie noch einige Achte länger werden philosophirt haben.

So — werden dem Beobachtungsgeist frühe die Bilder vorgeschoben, damit er ein ganzes Leben hindurch sehe, was er so früh sahe!!

Das productive Genie selbst, dem man durch so viele Binden und Schnür-werke zuvorkömmt, wird in seiner originellen Schwungkraft ohne Zweifel nur um desto glücklicher gefördert!!

Der an Geist und Herz gesundeste, unverkrüppeltste Mensch endlich, durch pädagogisches Schnür- und Schnürkelwerk frühe eingeengt, schleicht, ganz dem Wunsche des ächten Weltbürgers gemäß! gleich dem Unglücklichen, der die Tortur erhielt und überstand, ein ganzes Leben hindurch auf Krükken!!

Wie ein geiziger Schiffer seinen Lastkahn so dichtgepreßt als möglich beladet, selbst auf Gefahr des Versinkens, blos, um die möglich-gröste Summe Fähr-geldes zu erhalten: so überladen wir den Geist der jungen Menschheit mit einem Ballast von Wissenschaften und Wißbarkeiten. Wir stürzen den Kindern Bibliotheken fremder Weisheit auf den Kopf: in welchem, so methodisch-gequetscht, alle Seelenkräfte sich gewis nur desto freyer und natürlicher entwikkeln werden!!

Wir sind frühe Selbstdenker, um auf immer Nachbeter, frühe Dichter, um auf immer Dichterlinge, frühe — gelehrte Tausendkünstler, um auf immer — schlechte Meister, oder, um wahrer zu sprechen, Fuscher zu seyn.

Wir lernen als Kinder, was wir thun sollen; um

als Männer immer, und mitunter sehr richtig, über unsre Pflicht zu sprechen.

Bald werden, das hoffen wir, zehnjährige Knaben Mitarbeiter an Taschenkalendern, Musenallmanachen und Damenjournalen seyn: und Kinder auf den Armen der Ammen werden Elegien weinen, Anakreontische Liedchen lächeln, und Oden kreischen.

Wie, nach einer alten Sage, aus dem Schlamm des Nils, eine zahllose Menge Insekten und schädlichen Ungeziefers jeder Art ins Leben gerufen, hervorging: eben so entstehen aus dem unseligen Gemische halb-gefaßter Vorstellungen, halb-begriffener Schlüsse, und schiefer Ansichten, welche der Kopf des Knaben aufbewahrt, allwissender Eigendünkel, höhnende Verachtung des Alten, Ekel an allem Gründlichen, und verderbliche Selbsttäuschungen jeder Art.

Welcher herrliche Gährungsstoff zur Erneurung und Veredlung des Menschen-geschlechts, gemäß dem in der Geschichte ohnlängst aufgefundenen Vervollkommnungsprinzip!

Alle die großen Fortschritte der Menschheit, die wir, nach dem bisher-gesagten, von dem papierenen Hebel der Cultur erwarten, müssen durchaus stokken, wenn Männer wie Campe, Gedike, Trapp, Funke, Salzmann nicht aufhören, in ihren Schriften für Kinder die junge Menschheit denken, empfinden, und handeln zu lehren, und dadurch den Geist des Selbstdenkens frühe zu wekken, das moralische Gefühl zu veredeln, und mannigfaltige Kenntnisse gemeinnüzzig zu machen.

* *

Nächst der Schriftstellerey von Kindern und für Kinder dörften

Uebersezzungen

die leichteste Gattung seyn, und daher in unserer Anweisung so gleich nach den Kinderschriften die Stelle einnehmen.

Allein da Uebersezzungen nur Uebersezzungen, das heißt, nicht Originale sind, auf welche sich unsere Anweisung allein erstreckt: so begnügen wir uns hier, das Wort eines noch lebendigen, großen Uebersezzers anzuführen, als er die erste seiner hundert und zehn Uebersezzungen aus dem Englischen, mit sonderbarer Schriftsteller-bescheidenheit, einem großen Kenner dieser Sprache zur Beurtheilung vorlegte.

Denn da dieser bey der Durchlesung des ersten Perioden der Uebersezzung ihm grade heraus gestand: er fände in demselben keinen Sinn: so erwiederte der Herr Uebersezzer mit der zuversichtlichsten Miene: „in dem Perioden des Englischen Verfassers sey auch kein Sinn.“

Wer diese Antwort sonderbar findet, der erinnere sich, daß ein Verfasser allein das Recht hat, zu denken: ein Uebersezzer aber — nur spricht: und daß daher dieser jenem ins Amt greift, so oft er's wagt, selbst zu denken: er ist ein homerisch-treu nachsprechender Herold; und kein selbstgebietender Agamemnon: er ist nur Copist, nicht Selbstschreiber: die Worte — verbürget er: den Sinn — der Verfasser.

Gewisse Uebersezzungen, besonders von französischen Originalen der leichten Gattung, könnte man wegen der äußerst gedehnten Ausdrucksart, womit der schwerfällige

Teutsche die hüpfende Leichtigkeit des Galliers wiedergiebt, „Ueberschleppungen“ nennen: andre aber könnten, besonders von gewissen Flugschriften aus dem Französischen oder Englischen, welche die Herrn Buchhändler dem Heishunger des Publikums nicht rasch gnug auftischen können, „Drüberwegsezzungen“ heißen: indem die Herren Verdeutscher, wegen der Eile, womit sie gewöhnlich ausgearbeitet werden, oft über die ausgesuchtesten Feinheiten der Sprache und Einkleidung des Originals, ja über den Sinn selbst, wegsezzen müssen.

Wir haben eben jezt absichtlich die allerleichtesten Gattungen der Schriftstellerey, Kinderschriften und Uebersezzungen, beurtheilt, um die Geisteskräfte des Lesers sich etwas abspannen zu lassen, damit er sie, da wir nun zu der Betrachtung des allerschwersten und allerwichtigsten Theils der Litteratur kommen, desto ernster anstrengen möge.

Denn nunmehr steigen wir in die Hallen der

Philosophie,

und knien an ihren Altären!

Leider sind diese Hallen dermalen voll Augen-trübenden Nebels scholastischer Obscurität, und voll dikken Dampfgewölkes selbstgestreuten Weih-rauchs: alles dieses aber soll uns doch nicht hindern, einige Blikke in das Allerheiligste zu thun.

Unter allen andern Nazionen, und besonders unter den eigentlichen Denkern derselben, den Britten und Franzosen, ist es äußerst schwer und mühsam, sich bis zu dem Range eines philosophischen Schriftstellers zu erheben. Denn von einem vortreflichen Schriftsteller dieser Gattung fodert der Eigensinn jener Europäischen Völker nichts geringeres, als Originalität der Ideen, eindrin-

genden

genden Scharfsinn in der Zerlegung der Begriffe, Feinheit und Neuheit der Beobachtungen, Deutlichkeit im Vortrage, Zierlichkeit in der Darstellung: Eigenschaften, die sich so selten in Einem Genie vereinigen, daß beyde Nazionen zusammen, nach dem aufrichtigen Geständniß ihrer gelehrtesten Kritiker, kaum zweymal fünf ächt-philosophische Schriftsteller zählen.

Anders, und ohnstreitig besser, wie in vielen Dingen, — ist es auch hierin in unserm lieben Vaterlande bewandt.

Denn da Britten und Franzosen, seit der beendeten Herrschaft Aristotelischer Philosophie, Verzicht darauf gethan haben, in dem bloßen Nachbeten fremder Lehrsäzze Ruhm zu suchen: so scheint dieser alte Philosophenruhm teutschem Phlegma allein aufbehalten zu seyn: wovon die Geschichte des Wolfischen Dogmatismus, und, nach der Entthronung desselben, die Geschichte der kritischen Philosophie, apodiktische Beweise liefern.

Gleich einem kühnen Usurpator, schwingt sich in Teutschland irgend ein Original-geist, schwingt sich ein hell-denkender Wolf, ein tiefsinniger Kant, auf den Thron philosophischer Allein-herrschaft: verjagt, ermordet, entweder mit eigener Hand, oder durch seine Anhänger, alle seine Vorgänger: — und die Köpfe aller bisherigen Denker sind, wie in der Türkey, die blutigen Trophäen des triumphirenden Siegers: — und alle seine Sclaven sind Satrapen, despotisiren, tyrannisiren, unterjochen das denkende Publikum durch seine Dogmen, als vom Thron ausgegangene und mit allerhöchster Namensunterschrift bezeichnete Mandate. Wolfische Soriten, Kantische Terminologien, tönen in den Hörsälen, schallen von den Kanzeln, zwitschern in den Boudoirs

der Damen, weinen aus dem Munde gepeitschter Schulknaben.

Nichts ist nun noch wahr, was nicht mit diesen Worten für wahr erkannt; nichts gewis, was nicht mit diesen Beweisen dafür demonstrirt wird: was gedacht, empfunden, beschrieben wird, muß, soll es gefallen, in dieser Form gedacht, empfunden, geschrieben werden. Kurz: so wie jener Kerl, mit der laterna magica auf dem Rükken, ausbot: „Das Leiden Christi auf eine neue Manier“: so behagt sich Teutschlands philosophisches Publikum', immer und einzig, in der aller-neuesten Manier der alten Wahrheit: und freut sich besonders, (um mit einem alten Gleichnis zu reden) der immer eckigter und eckigter werdenden Form des Hutes:

et sans Aristote
la raison ne voit goute; et le bon sens radote.
Boileau.

Einer unserer Freunde, ein sehr irdisch-gesinntes Weltkind, hat uns ohnlängst versichert, daß er auf dem einen Strumpfband einer hiesigen Schöne das große Axiom der Vernunft-kritik: Nicht in's Uebersinnliche hinaus! und auf dem Bande des andern niedlichen Knies das Motto: Grenze alles der reinen Vernunft erschaubaren! nicht ohne Vergnügen, wahrgenommen.

Eben in diesem herrschenden Geist teutscher Art und Kunst zu philosophiren ist die Ursache zu suchen von der unerhörten Fruchtbarkeit unseres Bodens für den philosophischen Jahres-wuchs jeder Leipziger-messe, besonders seit Erscheinung der Kantischen Vernunftkritik: ist die Ursache davon zu suchen, daß vor einigen Monden a. p. der Unternehmer eines neuen philosophischen Rezensenten-

Instituts (ob die Herren kritischen Gerichtshalter wirklich gesessen, und noch sizzen? oder ob sie, wie der Nazional-convent des Städtleins H** im P** bey dem leztern Freyheitsschwindel-geist, ihre Sizzungen so gleich mit der erstern für immer beendet? wissen wir nicht: Gott weis es!) in der gedruckten weitläuftigen Installazionsacte des neuen Instituts nicht weniger, als (wir reden mit seinen eigenen Worten) funfzig, sage baare funfzig der im gelehrten Teutschland rühmlichst-bekannten und glänzendsten philosophischen Schriftsteller, als regelmäßig-bestimmte Assessoren jenes rhadamantischen Areopagus anführte. *)

Wenn nun, neben diesem neuen philosophischen Gerichtshof, wenigstens noch zweymal drey andere dieser Gattung, obgleich, wie Gerichtshöfe immer, mit ganz verschiedenen und oft widersprechenden Gesezzen und Grundsäzzen, in Teutschlands Gauen gefunden werden: auf welche ungeheure Fruchtbarkeit des teutschen Bodens für Philosophie und Philosophen läßt uns dies zurückschließen?

Eine Fruchtbarkeit, erstaunenswürdig für den Meteorologen! der da weiß, daß wir, in einem Zeitraum von sechs bis acht Jahren, fast unausgesezt, in Teutschland großen Mangel an Regen gehabt, einen Mangel, der, wie bekannt, dem Aufkommen der Pilze gar nicht günstig ist: erstaunenswürdiger für den Kenner philosophischer Geschichte! welcher weiß, daß Griechenland, daß die Wiege

---

*) Wir haben hier insbesondere die litterarische Anzeige von einem neuzuerrichtenden Rezensenten-Institut im Auge, welche uns ein zwey und zwanzig-jähriger Candidat der Theologie aus einer kleinen Provinzialstadt zuschickte, und wodurch er, wie er uns eigenhändig in dem Einladungsschreiben berichtete, einem andern, eben aufgekommenen Institut dieser Art entgegen arbeiten wollte. Faxit!

und der Wohnsitz der Weisheit selbst, nur sieben Weisen zählte; unter denen gleichwohl Einem noch bis auf den heutigen Tag dieser Rang streitig gemacht wird.

Ein so viel erfreulicherer Anblick aber ist es dann auch für den unpartheyischen Zuschauer, wenn er gewahr wird, wie einer dieser philosophischen Helden durch den andern, und eine transcendentale Schaar durch die andre, gemordet, in Staub dahinsinkt, und daß der philosophische Sultansthron seit länger als einem Decennium, gleich dem Römischen Kaiserthron im dritten Jahrhundert nach der Geburt Christi, vom Blut erschlagener Tyrannen trieft.

So wie aus den Zähnen des vom Cadmus getödteten Drachen ringsgeharnischte furchtbare Heldenschaaren hervorwuchsen, die sich aber unaufhörlich einander vertilgten: so ist es auch auf die allerneuesten Thron-wechsel in der transcendentalen Monarchie anwendbar, was Ovid von jenen Drachen-helden sagt:

Crescitque seges clypeata virorum:
Exemploque pari sunt omnis turba, suoque
Marte cadunt subiti per mutua vulnera fratres.

Ovid. Metam. l. III. v. 110 seq.

* * *

Wer demnach unter unsern philosophischen Lesern Philosoph gnug ist, um es zu verschmähen, feiner Denker und zierlicher Schriftsteller zu seyn, wie Reinhold; oder mit eigenen Original-ideen zu glänzen, wie Fichte; scharfsinnig zu denken und lebhaft darzustellen, wie Heidenreich; neue und gründliche Ideen in schönes und edles Gewand zu kleiden, wie Woltmann; mit edler Anspruch-

losigkeit und populairer Klarheit zu schreiben, wie Schmidt in Jena, wie Jacob in Halle; und scharfer Denker und feiner Empfinder zu seyn, wie Bouterweck: — der darf nur bey ein oder zweymaliger Durchlesung der Vernunftkritik des Herrn Professor Kant, sich die Ueberschriften der Kapitel und Abschnitte des großen Tiefdenkers merken, die Klassifikazionen der Begriffe sorgfältig anzeichnen, mit besonderer Gewissenhaftigkeit aber die Terminologien beobachten; und dann die so bezeichneten Stellen wörtlich auf das Papier übertragend, dem philosophischen Publikum auftischen: welches, wie wir wissen, mit herzlich-wenigem vorlieb nehmend, das dargebotene Werk für einen Abriß, eine Erläuterung, einen Commentar über das tiefsinnigste aller philosophischen Systeme hält: und sich unendlich belehrt und erleuchtet fühlt durch die Verdunkelung der helleren Stellen in den Werken des großen Königsbergers, durch die volle Verfinsterung der wirklich dunkeln, durch die Verwirrung der deutlichen Begriffe, und durch das Nicht-erklären der von ihm unerläuterten.

Verbindet nun ein solcher Autor mit den eben entwikkelten Eigenschaften seines Werkes ein lebendig-hervorspringendes Gefühl seiner eignen Geistesgröße, freche Verhöhnung alles bisher als wahr erkannten, herabwürdigende Verschmähung des Verfassers der Theorie des Denkens, der Aphorismen, des Werks über den Geschmack, des Geistes der speculativen Philosophie: so kann ein teutscher Leser vollends nicht zweifeln, daß ein solcher Schriftsteller nicht einer der ersten Philosophen des Jahrhunderts, und sein Werk nicht einer der strahlendsten Sterne an dem Himmel philosophischer Aufklärung sey.

Lasen wir nicht vor einiger Zeit nur in der Oberteutschen Litteratur-zeitung, daß ein junger Kantianer sei-

nen Zuhörern, welche einen gewissen schwierigen und zugleich Hauptbegriff des kritischen Systems von ihm erläutert wünschten, die, eines philosophischen Commentators so würdige, Antwort ertheilte: „Kant selbst habe diesen Begriff nirgends zu erläutern für gut befunden, und er müsse sich daher, (wie viele Dinge im menschlichen Leben) von selbst verstehen!!

Herr Professor **r in ——l— erbittet sich ohnlängst nur von einem der beredtesten Kantianer eine Erläuterung des von dem Stifter der kritischen Philosophie eingeführten Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft. Durch die, in ihrer Art deutlichste und ausführlichste, Zergliederung des jungen Philosophen nur noch mehr verwirrt, tritt er, eine Stunde drauf, in seine Bibliothek, und schlägt in einem der besseren Kommentare über die Kantische Kritik den Artikel „Verstand und Vernunft" auf: wo er, zu seinem Erstaunen, über die nähere Bestimmung jenes Unterschiedes, sich selbst citirt, und den Leser auf eine Stelle in einem seiner bekannten philosophischen Werke hingewiesen sieht.

Zwey ächt-philosophische Anekdoten! deren eine die Leser in der angeführten Zeitung nachlesen können, wo der Rezensent selbst sie als Rüge gewisser neuesten Commentatoren anführt; die andere aber einem bekannten Philosophen vom alten Styl authentisch begegnet ist: aus dessen Munde wir sie niederschreiben.

Da es uns indessen hier, wie überall, nur an der Sache, und nicht an den Personen gelegen ist: so haben wir dem, noch in sterblicher Geisteshülle umherwandelnden, kritischen Philosophen durch nähere Andeutung der Namen kein satyrisches † auf den Rükken mahlen wollen.

Uns selbst so gar begegnete nur vor einigen Tagen

das Sonderbare, was aber auch jedem andern leicht begegnen kann, daß, indem wir die Beyträge zur Berichtigung der Misverständnisse in der Philosophie, von der Hand des Herrn Professor Reinhold, (eines Mannes, den wir, wie ganz Teutschland, als einen unsrer vortrefflichsten philosophischen Schriftsteller schäzzen) von ohngefähr in die Hand nahmen, bey dem ersten flüchtigen Ueberblick den Titel also lasen: „Beyträge zu den Misverständnissen in der Philosophie“: wie denn auch wirklich seit der Zeit, obgleich keinesweges durch die Schuld des edlen Denkers, die Misverständnisse in der Philosophie sich um ein Ansehnliches vermehrt haben.

In Hinsicht auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Teutschland überhaupt aber, bitten wir den geneigten Leser folgende Stelle aus dem Yorickischen Tristram Schandy nachzulesen, wo der wizzige Verfasser diesen Zustand nach allen seinen Phasen, mit treffender Genius-Ahndung, geweissagt zu haben scheint:

„Selbst in seinen besten Erklärungsstunden verwirrte „sich Oncle Toby dennoch in den Worten Escarpe und „Contre escarpe, so daß er seinem Zuhörer oft grade „dann am unverständlichsten ward, wenn er sich ihm am „verständlichsten machen wollte. S. 2. Buch, 5. Cap. „teutsch. Uebersezz.“

Eine andere Stelle lautet (Vater Schandy redet selbst) also: „Ich wundere mich doch recht sehr, warum die „Herren Philosophen zwischen sich und zwischen ihre Ideen „eine so ungeheure Menge undurchsichtiger Worte stellen: „da sie sich's doch weit bequemer machen könnten“.

Noch eine andre beliebe man in demselben Werk nachzuschlagen, „von dem wesentlichen Hosen-knopf, „den Vater Schandy, bald mit der einen, bald mit der

„andern Hand fassend, und dennoch kaum, kaum fest„haltend, über die Gallerie dahinlief, als ihm der junge „Tristram geboren ward.“

Wenn der geneigte Leser die citirten Stellen gelesen und beherziget hat; so beliebe er alsdann die gefälligste Anwendung davon zu machen, entweder auf die wort- und bändereichen verdunkelnden Commentare der Kritik der reinen Vernunft; oder auf die ermüdend-weitschweifigen Noten, Umschreibungen und eigenen Original-Ideen der Herren B**, C**, D**, oder auch auf den unabsehlichen Streit über das oberste Prinzip aller Philosophie — alles, wie und wie viel ihm beliebt.

Aber freilich war es leider! von je her das Motto der Philosophie; so wie die Begräbnisschrift aller metaphysischen Systeme:

Tout est mode, meme la raison. Fontenelle.

wenn gleich keinesweges zu besorgen steht, daß auch an einigen der allerneuesten Systeme dieser Gattung die alte Todes-weissagung aller menschlichen Dinge in Erfüllung gehen sollte:

Heute mir! Morgen dir!
Heute roth; morgen todt!

Wie uns die Ideen zufließen, indem wir über die Ideen-leerheit des grösten Theils der aller-neuesten philosophischen Litteratur unsere wohlgemeinten Bemerkungen niederschreiben!

Wie ein Hase dem überraschten Wanderer über den Weg läuft, der dem dahinhüpfenden ein frohes Psah! nachruft: so blizt uns die Idee zu einer Preisfrage durch den Kopf hin, die dem Schluß eines so merkwürdigen Jahrhunderts, als das unsrige, höchst angemessen ist, und auf deren, für das ganze Gebiet menschlicher Er-

kenntnis unendlich-wichtige, Entscheidung die Akademien Europens einen erhöhten Preis sezzen müßten. Die Aufgabe ist keine geringere, als diese:

Man wünscht, durch gründliche Demonstrazionen dargethan zu sehen: ob die Philosophie, in Rücksicht des reellen und allgemein-brauchbaren Theils menschlicher Erkenntnis, das vierte oder das fünfte Rad am Wagen ist?

Uns hat es seit dem leztern Dezennium fast scheinen wollen, daß die meisten der neu-aufgekommenen Philosophen Philosophie baar und klar als das fünfte Rad am Wagen menschlicher Erkenntnis behandeln, welches sie, unter dem lauten Ausruf gewisser Formeln, die durch ihre Dunkelheit — dem gesunden Menschenverstande wenigstens — nicht selten wie unverständliche Zauberformeln tönen müssen, mit Pinettischer Feinheit, und besonders mit einer ungeheuren Masse von Wind, auf und niederschnellen: ohne daß der Wagen selbst auch nur um Einen Schritt weiter vorgerückt würde.

Es wäre doch in der That Schade, wenn die neue, und vielleicht unzerbrechliche Achse, die regelmäßigen, mit bewundernswürdiger Kunst geschnizten und zusammengestellten, Speichen, der mit mathematischer Rundheit geglättete, und für das Fortschnellen des Wagens so ganz berechnete Kreis, womit der große Königsberger-werkmeister das all-umfassende Getriebe der Vernunft ausgestattet, einzig dazu bestimmt oder gebraucht werden sollten, um ein fünftes Rad am Wagen draus zu zimmern!

Sollten wir es indessen wagen, der Entscheidung künftiger Preiswerber vorzugreifen; so würden wir sagen: Wenn einst die Knaben auf der Straße werden aufgehört haben, mit den unschäzbaren Bruchstükken einer

großen Meisterhand zu spielen, sie den schuldlos-Vorübergehenden (unbefangenen, unpartheyischen Denkern) tükkisch in den Rükken, oder höhnisch ins Angesicht, zu werfen, oder die öffentlichen Straßen (des gemeinen Verstandes) damit zu verrammeln: dann, dann vielleicht wird die Philosophie weder das fünfte, noch das vierte Rad am Wagen menschlichen Erkennens und Handelns, sondern, wie dort in dem erhabenen Gesicht des Propheten Hesekiels, der all-beseelende Geist des ganzen Getriebes seyn.

* * *

Sollten wir über Philosophie, und insbesondere über den großen Zankapfel Metaphysik, unsre unvorgreifliche Meinung vortragen: so würden wir sagen: Uns wolle es fast scheinen, daß die Philosophie, die ursprünglich ein sehr ergiebiges Frucht-feld war, wo Geister, wie Pythagoras, Sokrates, Plato, Xenophon, Cicero, Antonin, Epiktet, die herrlichsten Ernten für Sitten-besserung und Lebensweisheit hielten, nach und nach durch die sclavenartige Bearbeitung Handwerksmäßiger Scholastiker zu einer unfruchtbaren Heerstraße ausgedörrt und ausgetreten worden, wo, wie an Heerstraßen immer, höchstens nur Dorngebüsche (der Speculazion), nicht aber liebliche Fruchtgewächse (schöner Humanität und wahrer Lebensweisheit) sprossen.

Bey der Metaphysik aber, die doch, wie bekannt, die eigentliche Philosophie (philosophia prima) seyn soll, fällt uns immer die wizzige Geschichte eines griechischen Philosophen ein, der, nach dem Plutarch, von einem Lande zu erzählen pflegte, wo eine so außerordent-

liche Kälte herrschte, daß den Menschen die Worte im Munde erfroren, und nicht eher, als im nächsten Frühling aufthauten: daher sie sich dann über die im Winter ausgesprochenen Worte erst im Frühlinge verständigen konnten.

Die großen, viel-sinnigen, all-umfassenden Worte: „Gott, Geist, Freyheit, Unsterblichkeit", die, wie bekannt, das eigentliche Thema aller Philosophie und aller Metaphysik sind, scheinen uns hier auf Erden, wie in einem solchen Winter-clima, gleichsam im Munde zu erfrieren, und ihr wahrer Sinn und eigentlicher Gehalt erst in dem Frühling eines andern und mildern Clima's unserer Existenz uns erklärt werden zu sollen.

Alle philosophische Streitigkeiten sind — eine Logomachie um den Sinn und Gehalt jener erhabenen Worte: womit wir die trüben Winterabende dieses Lebens verschwatzen.

Wollte man uns ein anderes Gleichnis erlauben, so würden wir sagen: Die Worte „Gott, Geist, Freyheit, Unsterblichkeit", sind kostbare, aber leere, Darius-kästchen, in welche uns vielleicht dereinst irgend eine wohlthätige Gottheit Iliaden hineinlegen wird.

Täuscht uns nicht alles, so ist dies auch der eigentliche Sinn der Kantischen Resultate über Metaphysik und Philosophie.

* * *

Lebten wir noch in der ersten Hälfte des vorigen Dezenniums; so würde jeder ästhetische Sprachkünstler uns mit Recht eines salto mortale in der Ideen-ver-

knüpfung beschuldigen: indem wir eben jezt von der philosophischen Litteratur zu

Predigten und Predigt-Magazinen *)

übergehen wollen.

Denn von jener Epoche der theologischen Litteratur ist es all-bekannt, daß die Spaldinge, die Dietriche, die Zollikofer, die Teller, die Reinharde, weit entfernt waren, Philosophie!! ihren Predigten einzuweben: sintemalen in diesem alten, lichtlosen Abschnitt unsrer theologischen Litteratur noch kein Jüngerlein des Königsberger-Christus (denn, wie bekannt, wird der Verf. der Vernunft-kritik in einigen der neu-theologischen Schriften mit diesem Namen bezeichnet) die praktische Vernunft des großen Tiefdenkers am Pregel-strom, wider dessen eignen Willen und Meinung, statt der Heiligkeit des Evangelii, und den kategorischen Imperativ statt der Gebote Gottes, auf die Kanzel bringen, und der versammleten christlichen Gemeine vor-technologisiren konnte.

Nachdem aber die Nacht jener Barbarey durch die achtzehn- oder zwanzig-jährigen Sonnen der neuesten Transcendental-Exegese, skeptischen Dogmatik, und kategorischen Religionsmoral, glücklich zerstreut wor-

---

*) Dem

pastorum irritabile genus

zu gefallen, sehen wir uns genöthiget, hier die sehr überflüssige Bemerkung zu wiederhohlen: daß wir immer nur abusum, nicht usum im Sinne haben. Denn da ein großer Theil dieser Herren entweder Predigt-herausgeber, oder Predigt-Magazin-mitarbeiter sind, (wir sind, den Musen sey's geklagt! keins von beyden) so könnte uns leicht ein Schalk zurufen, wie jener dort einem filius incerti patris, als dieser unter einen großen Volkshaufen Steine warf: „Du, wirf nicht so unvorsichtig: du könntest nahe Blutsfreunde treffen!“

den: so ist jener salto mortale in dem Uebergange von der Philosophie zur Theologie wohl nichts mehr und nichts weniger, als der natürlichste Menschen-schritt: und ein Quintilian selbst könnte uns hier keines „hiatus in disponendo“ beschuldigen.

Da man von uns, als Layen, weder homiletische, noch exegetische, noch Pastoral-Kenntnisse fodern kann: so werden wir uns, unserem Erkenntniskreise gemäß, wie Layen und Layen-vernunft immer zu thun pflegen, oder wenigstens immer thun sollten, mit kategorischer Strenge blos auf Thatsachen einschränken; und uns nicht der Gefahr aussezzen, von irgend einer speculativen Höhe herab den Hals zu brechen.

Einem geistlichen Redner aus der Epoche antidiluvianischer Theologie giebt man, vielleicht blos aus tükkischer Anecdotensucht, Schuld, daß er am Sonntage nach Trinitatis über die Worte des Evangelii Joh. 3, 8. rc. (ich lasse mir, um richtig zu citiren, ausdrücklich die Bibel meiner alten Köchin heraufholen) „Der Wind bläset, wo „er will, und du hörest sein Sausen wohl: aber du weißest „nicht, von wannen er kömmt, und wohin er fähret:“ der Geduld christlicher Zuhörer eine Predigt mit folgender Disposizion vorgetragen:

Thema.	Von dem blasenden Winde.
Erster Theil.	Woher er kömmt?
Zweyter Theil.	Wohin er fähret?
Dritter Theil.	Daß wir dies alles nicht wissen.

Wir aber waren neuerdings so glücklich, mit diesen unsern Ohren, mit welchen wir eben jezt hinter unserm Rükken oder unter unserm Pult einen Satyr lachen hören: (der Tiefsinn der Untersuchungen verhindert uns, das eigentliche Wo? zu unterscheiden) mit diesen unsern

Ohren eine Nach-mittagspredigt in dem allerneuesten Styl anzuhören, in welcher der junge Transcendental-Theolog, ganz nach dem eben angeführten formellen Muster, den erhabenen Sermon in folgenden Haupt-tacten ertönen lies.

Thema. Von den Schranken menschlicher Erkenntnis in Rücksicht des Daseyns Gottes.

Erster Theil. Woher und warum uns die Dinge in der Natur so erscheinen, wie sie uns erscheinen?

Zweyter Theil. Bis wohin uns die Erkenntnis der Sinne führt?

Dritter Theil. Daß wir dieses alles nicht wissen!!

Welchen tiefen Eindruck diese Predigt auf die achtbare christliche Versammlung machte? des sind wir selbst Zeuge.

Wir schlossen uns nämlich, beym Herausgange aus der Kirche, einem Paar alter Mütterchen an, die wir mit hinstarrender Andacht den jungen Chrysostomus anlauschen gesehen.

„Nun Frau Gevatterin", zupft die eine die andre beym Ermel, „was meint Sie? war das nicht eine schöne Predigt?"

Sehr schön! das ist wahr! aber wir haben heute zu Mittag bey uns Mohn gegessen: und daran mag's wohl gelegen haben, daß ich immer schon einnikken wollte. Aber die Erscheinungen! die Erscheinungen! *)

---

*) Erscheinungen, als einen Haupt-terminus der kritischen Philosophie, wird der Junge Redner in seinem περι ὑψους, wohl oft haben ertönen lassen.

weckten mich immer wieder auf; denn ich glaubte leibhaftig meine selige Mutter vor mir zu sehen.

„Ja wohl! ja wohl! etwas sonderbar ist's mir doch auch vorgekommen, daß so ein junger Mann noch an Gespenster-erscheinungen *) glaubt. Indessen! wer weis, ob es nicht wieder Mode wird, an Gespenster zu glauben. Mir hat die neue Lehre immer nicht recht in den Kopf wollen! Gewis hat er's doch von den gelehrten Herren auf der Universität!"

Sie mag wohl Recht haben, liebe Frau Gevatterin! Den gelehrten Herren geht es mit der Lehre gewis, so wie uns mit unserer Kleedage: das Neue wird nach einigen Jahren alt: und das Alte wird nach einigen Jahren wieder neu.

„Aber ein bisgen sonderbar klang es mir doch in's Ohr, daß er gegen das Ende so sehr auf die Unwissenheit der Menschen loszog! Du lieber Gott! Wir alten Leute haben immer zu klagen, daß die Welt heutiges Tages zu früh klug wird!"

„Und solche Jüngelchen klagen wieder über die Unwissenheit der Menschen! Nu! Nu! ein jeder hat seine eigene Plage."

„Und wenn man selbst gelehrt ist, so kann man wohl andre Menschen unwissend schimpfen, die keine Anleitung gehabt haben."

---

*) Dem berühmten Schriftsteller und Philosophen Eberhard, als er noch Prediger war, dankte einst eine alte Frau sehr rührend für seine „schöne Predigt über die Leiden" — „Ach Gott! sie hätte so viele Leiden" — Und er? hatte gepredigt von der Beherrschung der Leidenschaften. So werden Predigten oft misverstanden. Hier scheint nun die beste Homiletische Regel zu seyn: Prediget verständig-einfältig! Aber alsdann kann man freilich nicht „von kritischen Erscheinungen" predigen.

Nu! er ist noch jung! und junge Leute sind immer etwas schnippisch! man muß es ihm schon zu gute halten! Denn sonst scheint er ein kreuzbraver Mensche zu seyn, der es sich recht sauer werden läßt, auf eine Pfarre zu studiren.

* * *

Von dem Kleinen gehen wir zum Größern, von den einzelnen Garben zu den vollen Scheunen, von den Predigten, wollen wir sagen, zu den

Predigt-Magazinen,

oder, um uns nach den Gesezzen des Purismus zu bequemen, zu den geistlichen Heu-Schobern fort.

Da die Andacht, (der lezte und höchste Wirkungspunkt einer geistlichen Rede) eine Empfindung ist, die sich, wie bekannt, nicht anders mittheilen läßt, als wenn der Mittheilende selbst damit tief erfüllt und durchdrungen ist: so haben uns von je her vorgeschriebene Disposizionen zu Predigten fast eben so lächerlich geschienen, als Rezepte zu Gedichten.

Denn das Ganze, die Fülle, und die Eigenthümlichkeit der Empfindung, kann durch fremde Vorschriften wohl nicht anders, als zerstükkelt, verwässert, und geschwächt werden.

So wie Racine und Pradon in ihren beyderseitigen Trauerspielen, Phedre genannt, dieselbe Geschichte, dieselbe Intrigue, die nämlichen Charaktere, die nämlichen Gesinnungen, zu gleicher Zeit, aber so verschieden in der Ausführung bearbeiteten, daß die Kritiker von je her das Stück des Racine für das Geisteserzeugnis eines Genies, die Phedre des Pradon aber für die Arbeit eines Alltags-

kopfs

kopfs erklärten: so kann eine Spaldingische Disposizion gar brm—yisch ausgeführet werden.

Freilich, wenn der Disponent nach einer fremden Tabelle mit so viel eignem Genie arbeitet, als der gelehrte, und unter den berühmtesten Schriftstellern Teutschlands glänzende, B—c—P—nt H— in W—r, einst, da er noch auf dem Collegio Fr** in K* Lehrer war, eine schwungvolle und meisterhafte Ode zum Geburtstage eines achtzigjährigen Pommerschen Prediger-greises verfertigte, in welcher, nach der eigenen Vorschrift des Greises, das zeitliche, geistliche und ewige Leben vorkommen sollte: ja dann schadet, aber nüzt auch nicht, die Disposizion.

Für die Lahmen am Geist ist es allerdings eine Krükke, durch deren unausgesezten Gebrauch aber sie nach und nach die wenigen Grane eigener Bewegungs- und Schnell-kraft verlieren: und die treffendeste Predigt wirkt, bekanntermaßen, meistentheils nur durch die innigen Beziehungen auf die nächst-veranlassenden Umstände: zu deren jedesmaliger Benuzzung gewis immer eins und das andre Gränchen eigener Denkkraft erfodert wird.

Ueberdem müßten die Layen ein lautes Gelächter aufschlagen, wenn sie sähen, daß diejenigen, von denen sie geführt, und einen so schweren Weg, als der zum Himmel ist, geführt werden sollen, selbst so kindisch gegängelt werden müssen.

Nebenbey ist diese Art, Predigten nach Rezepten anzufertigen, noch mit einigen andern Inconsequenzen verbunden, die nicht eben gemacht sind, die Glorie gewisser geistlichen Redner zu verklären.

Der Vormittags- und der Nachmittags-prediger einer

Kirche in dem Städtchen H— in P—, die sehr collegialisch, wir wollen sagen, sehr uneinig mit einander lebten, lasen, blos durch einen Geist des Widerspruchs, zwey ganz verschiedene Journale: jeder indessen mischte der christlichen Gemeine das Wort Gottes, wie billig, nach den Predigt-rezepten, welche sein Journal feil bot.

Da, nach der neuesten Methode, jeder Text zu jeder Predigt paßt, wie ein ledern Wamms auf beyden Seiten getragen wird: und die Herren Sammler (nicht blos die von der geistlichen Classe) durch den allernatürlichsten Gang ihres Gewerbes, gar leicht Diebe werden: so hatte der Compilator des Einen Magazins dieselbe Disposizion für den Epistolischen Text des Sonntags angesezt, die der andre für das Evangelium des nämlichen Sonntags vorgeschrieben hatte.

Und so ward dann die christliche Gemeine an Einem Tage, und bey ganz verschiedenen Küchen-zetteln, und von verschiedenen Speise-meistern, mit einer und derselben geistlichen Speise bewirthet: und die Herren Collegen vertheilten die Porzionen ihrer geistigen Gerichte, (wir wollen sagen, die Theile der Predigt) an die Gäste richtiger und besonders auch unter einander harmonischer, als sie die Accidenzen mit einander zu theilen pflegten.

So viel besser gerathen oft den Menschen die Dinge, wo sie aus Instinkt, als wo sie mit vollem Bewustseyn handeln!

Aber warum verweilen wir so lange in einem so ruhmlosen Felde, als Predigten und Predigt-Magazine sind?

Uns winken die eigentlichen Schöpfungsmittel litterarischer Celebrität! uns winken die Journale, die Taschen-bücher, und Allmanache.

* * *

In einer Menge, wie die Tabuletkrämer, die Küchner, die Puppenhändler auf den großen Jahrmärkten — erblickt man die Herren

Journalisten

auf dem buntgemischten litterarischen Markt unseres Vaterlandes: und die genannten Kleinhändler können den eigentlichen, den großen Kaufleuten, nicht wesentlichern Abbruch thun, als die Journalisten durch die Feilbietung ihrer Klein- und Kurz-Waaren den großen Kunst- und Weisheits-händlern.

Gewis verlokken die Flug- und Zeitschriften den weitläuftigern und gründlichern Werken der Schriftsteller manchen Leser: nicht selten sehen wir geist- und geschmackvolle Leute alle die Zeit verwenden auf die Lesung der Journale, Quartal-schriften, und fliegenden, oder besser, flatternden Hefte, die sie mit mehr Nuzzen auf das Studium gründlicher Werke hätten verwenden können.

Aber freilich sind Schriften dieser Art auf die eigenthümlichsten Bedürfnisse des herrschenden Zeitgeistes weislich berechnet.

Heißhungrig nach Neuigkeiten, wetterwendisch in seinen Launen, leicht zu befriedigen in seinen Bedürfnissen, kurzäugigt und eingeschränkt in allen seinen Einsichten und Ansichten, groß im Kleinen, klein im Großen, sehr ernst in Tändeleyen, sehr tändelnd in Allem, was ernst und wichtig ist, — flattert der Zeitgeist, wie Elegans von Galanterie-laden zu Galanterie-laden, von Journal zu Journal, von Flugschrift zu Flugschrift, naschet oder vielmehr — betastet nur, hier eine poetische Tändeley, dort ein Bruchstück von philosophischem Aufsaz, dort ein Flickchen

von Anekdote, dort ein Anschlagzettelchen voll gelehrter Grossprecherey.

Dafür sehen wir dann aber auch die jungen Philosophen in unsern Klubs und Resourcen, so wie die jungen Schriftstellerlein selbst auf dem gelehrten Jahrmarkt, herumlaufen, und jene sprechend, diese schreibend, feilbieten philosophische Principes et Maximes, gediegen und haltbar, wie das Silber auf plattirten Schnallen; Empfindungen, flach, wie die neueste Uhr-facon; Hyperbeln, Metaphern und eine Energie der Sprache, — stolz, hochfahrend, und luftig, wie die Ellen-langen Schwungfedern unserer Damen.

Doch! lasset uns gerecht seyn!

Wenn Männer wie Wieland, wie Biester, wie Archenholz, wie Hennings und wenige andre, es der Mühe werth achten, das achtbare Publikum mit Journalen zu bedienen: dann sind diese die Prismen, durch welche der einförmige Lichtstrahl der Weisheit den Lesern mit schöngebrochenen Farben in's Auge spielt: dann sind sie die schäzbaren Behältnisse für die kleinern, aber deswegen nicht unbedeutendern Geistesprodukte würdiger, unscholastischer Denker und Geschäftsmänner: dann dienen sie, die Aufmerksamkeit der lesenden Welt auf die interessantesten Gegenstände menschlicher Verhältnisse, (die aber deswegen nicht zu den besprochensten in den Werken statarischer Schriftsteller gehören) hinzulenken; die opinion publique über die Zeitvorfälle unserer an wichtigen Ereignissen so fruchtbaren Tage zu leiten, zu berichtigen: dann findet selbst der gründliche Denker unter diesen Klein- und Kurzwaaren — aber von feiner Hand ausgearbeitet — manches Stück von gediegenem Werth, das er in mancher großen Weisheits-bude vergebens suchen würde.

Denn wenn solche Herausgeber — Mitarbeiter, wie Reinholde, Hufeland, Böttcher; wie Kant, Moser, Gedicke, Gökking u. s. f. zählen: dann werden die Journale keine Postkutschen seyn, die mit jedem Monat regelmäßig abgehen müssen; die Kutsche selbst möge voll oder leer seyn: und keine blinde Paßagiere mit unplombirter Waare, (als da sind — schön-gereimte, aber herzlich-matte Gedichtlein, hochfliegende Spekulazionen, süßlich-sentimentalische Erzählungen, nase-weise Anekdoten) — werden sich, blos aus Mitleid der Herrn Posthalter, mit anklammern.

Wegen der immer mehr anwachsenden Menge teutscher Journale scheint es uns, zum Behuf eines künftigen etymologischen Lexicons teutscher Sprache, nothwendig zu seyn, anzumerken, daß man Journale — wörtlich übersezt, Tagschriften — bey uns zu Lande deswegen so nenne: weil man deren, wie der ehemaligen Andachten, auf jeden Tag im Jahr eins haben kann.

Heil uns! wenn eine an den Thoren der Weisheit behutsam-wachende, und streng-visitirende Kritik manchem höchst unwürdigen Aufkömmling in buntbemahlter Kutsche *) und mit lautschallendem Taratantarahorn **), so gleich bey der ersten oder zweyten Erscheinung den Schlagbaum vor der Nase zuzieht, und ihn seines Weges, — das heißt, den Weg alles Fleisches — gehen heißet.

Reisende brauchen

Taschen-bücher.

Wir gehen also zu diesen fort!

---

*) Wir meinen die so gewöhnlichen Verzierungen der Journal-umschläge!

**) Wir meinen die hochfahrenden Ankündigungen und Lobpreisungen!

* *
*

Taschenbücher sind kleine, mehr oder weniger länglicht-vierekkigte Dingelchen, in welchen man einige prosaische Brosämchen von dem Tisch der Weisheit, einige Ohrläppchen von Anekdoten, einige Flickchen romantischer Erzählungen, besonders auch eine ziemliche Masse Hammerschlag von Gedichten, verziert mit zwölf feinen Holzschnittchen von Kupferstichen, den Herren auf dem Puderstuhl, den Damen in Papillotten, und den Mädchen in der Dormeuse, fein zierlich eingebunden, präsentirt: und aus welchen dann die jungen Herren Stoff zu philosophischen Unterhaltungen auf dem Canapee, die Damen Inschriften auf Strumpfbänder, die Mädchen Regeln der Lebensweisheit für den künftigen Ehestand entlehnen.

Der Genius der Kleinlichkeit konnte seine zarten, niedlichen Fingerchen an keinem bewundernswürdigern Schnizzel-werkchen üben, als an solcher gelehrten Kleinwaare!

Einigemale haben einige Herrn Buchhändler — und nicht geschmacklose — es versucht, die genialischen, und, wie Götterspeise, immerdaurenden Geistesfrüchte manches großen Schriftstellers in solchen Blumenkörbchen dem lüsternen Publikum vorzusezzen.

Aber das, wie immer, zu irdische eigentliche Lesepublikum kostete die Götterfrucht, wie jede andre gemeine Speise; und jene (wie natürlich!) behagte seinem Gaum fast noch weniger, als diese.

Den edleren Kenner dauerte diese große Materie in dieser kleinen Form!

Auch ist es ja nicht der Weg, Michel-Angelo's

zu bilden, daß man Kindern Torso's zum Spiel hingiebt.

Aber selbst das Flittergold, was Hände berühren, wie Lichtenberg, Kästner, u. s. w. wird ächt. Lichtenberg besonders hat diese litterarische Spiel-art gleichsam geheiliget: indem er dieser Rechenpfennings-form Sterlings-wiz und Sterlings-weisheit einzuprägen weis.

Doch wird jeder Herr Verleger wohl thun, wenn ein Lichtenberg seine „Unsterblichkeiten“ schlechtweg „Taschen-kalender“ benahmt, nicht zu übereilt, das, woran noch manches lethäische Tröpfchen hängt, Calender der Musen und Grazien zu nennen *): weil nase-weise Leute gar leicht das lethäische Tröpfchen, mit satyrisch-kritischer Lauge versezt, den göttlichen Schwestern ins Ohr-läppchen einreiben könnten **).

* * *

Wie wenn man bey einer gewissen Gattung von Nadelbüchsen das kleinere Schächtelchen immer aus dem größeren hervorzieht: so gehen wir in unserer philosophischen Abhandlung von den Taschen-büchern zu den

Musen-allmanachen

über.

---

*) Wegen des schönen Drucks, Papiers und der Kupferstiche, verdient der Spenersche Calender diesen Namen gewis.

**) Siehe die, wahrlich doch etwas tükkische, aber gewissen übertriebenen Lobpreisungen mit Recht entgegenzustellende Rezens. von dem Calender der Musen und Grazien im Archiv der Zeit. Der neidische Kritiker spricht offenbar nur von den, (freilich auch dem gemeinsten Blick auffallenden) Sommersprossen der ländlichen Nymphe des Herrn Schmidt. dieser Nymphe, der kein Kenner wenigstens ein helles, funkelndes, ächt-poetisches Auge absprechen wird: und das Auge, wir wissen's ja, enthält allemal die bedeutendsten Züge des ganzen Gesichts!

Da, nach dem Leibnizzischen Philosophem von dem Nicht-zu-unterscheidenden, nicht zwey Sandkörner oder zwey Wassertröpfchen einander durchaus gleich sind: so läßt sich schon a priori schließen, was wir auch a posteriori sattsam belehret werden: daß zwischen Musen-allmanach und Musen-allmanach ein gar gewaltiger Unterschied ist.

Ein Musen-allmanach nämlich ist entweder (wir nuzzen die philosophische Erfindungsquelle der Nominal-definizionen) ein poetischer Calender voll wolkigter Oden und regnichter Elegien, voll Sturm und Wogen-drang des Genies, und schlakkigter Liedlein, in welchen Hagel grobkörnigter, holprichter Metaphern, Schnee kalter Gedanken, laue Regenschauer süßlich-schmelzender Empfindungen, gar sonderbar durcheinander treiben: als da sind — May-liedchen voll (ästhetischen) Januars, Frühlings-liedlichen voll (dito) Winter, Liebes-liedchen voll Flammen ohne Hizze, Epigrämmchen voll Stacheln ohne Spizze, Kling-gedichte (Sonnette) voll Misklangs der Worte und Gedanken, Jammer-liedchen voll Thränen, mit Zwiebeln ausgepreßt, u. s. w.

Oder aber er ist ein Calender, in welchem statt der gewöhnlichen Heiligen-Namen die Namen der edleren Dichter der Nazion prangen, die hier dem Publikum die Produkte ihrer bessern Augenblikke eines ganzen Jahres ausstellen: Namen, die allein schon die Fruchtbarkeit des Jahreswuchses beschwören müßten; gesezt auch, daß selbst Zauber-kräfte nicht immer und unausgesezt wirksam erfunden werden sollten.

Ein Musen-allmanach ist ferner entweder eine gewöhnliche Armen-Collecte, mit welcher in der Hand der Herr Collecteur sich an die große Heerstraße des Publi-

kums hinstellt, und jeden der Vorübergehenden um einen milden Beytrag anspricht; die aber auch, wie alle Armen-collecten, voll Dreyer-, Sechspfennig- und Kupfer-stükken, und höchstens gangbaren Gröschelchen, ist, denen es der Kenner so gleich ansieht, daß sie zu den lezten Stempel-abdrükken der Helikonischen Münze gehören; oder die den Kipper- und Wipper-stempel genie-loser Nachahmung und leidigen Dichter-dranges offenbar an der Stirne tragen.

Oder er ist auch eine Spende der reichsten und edelsten im Volk: obschon zuweilen selbst die edelgesinntesten bey dergleichen Spenden, oft aus bloßer Laune, sich nicht immer so ächt-freygebig bezeigen, als man es von ihrem Stande, ihren Vermögens-umständen, und gutem Ruf, billig erwarten sollte: wie dies einige tükkische Leute von dem diesjährigen Schillerschen Xenien-Musenallmanach behaupten wollen: welche wir aber hiemit öffentlich für Verläumder erklären.

Weiter ist ein Musen-allmanach entweder eine feine Porcellan-Vase voll edler, lieblich-duftender Blumen: oder auch ein gewöhnliches Mistbeetlein im Kräutergarten, voll untadelhaften Küchengewächses, mitunter auch unedlen Unkrauts, vermischt mit einigen Tausendschönchen und Rapunzen-blümchen.

Ein Musen-allmanach ist endlich, um unsre wohlgemeinten Vergleichungen mit einem frommen Gleichnis zu beschließen, entweder, wie Salomo sagt, eine silberne Schaale mit goldenen Aepfeln, oder ein bleyernes Tellerchen mit kupfernen Rechen-pfenningen.

Daß es, bey dieser auffallenden Verschiedenheit, auf die Herren Sammler und Herausgeber vorzüglich ankömmt, versteht sich von selbst.

Denn wenn z. B. ein Voß, ein Schiller, eine solche Spende veranstalten, und ihre voll-wichtigen Goldstükke zuerst im Bekken klingen lassen: so müssen natürlich auch die Herren Beyträger sich schämen, Dreyer und Gröschelchen einzulegen. Wiewohl, wenn die stattlichen Sammler ihr Auge zufällig seitabwenden — voll Vertrauen auf die edlen Gesinnungen vermögender Contribuenten, wie wir schon sagten, auch hier, wie bey allen Spenden, zum eigenen Verdruß der Sammler, mancher Unterschleif gespielt werden kann: so daß die Herren Kritiker, als die verordneten Ausrufer der milden Dichter-Steuern für das Publikum, nicht selten sich in der Nothwendigkeit sehen, zu erklären, daß, wegen diesjährigen Miswachses und theurer Zeit, mancher lechzende (ästhetische) Gaum unerquickt, manche dürstende Zunge unbefriedigt bleiben wird.

Bey dem allen kann ein junger großer Dichtermann nicht glänzender beginnen, als mit der Herausgabe eines Musen-allmanachs.

Denn so — hat er Gelegenheit, sich in den Strahlenkreis der großen Geister der Nazion einzudrängen; ihnen, bey dem Ansuchen um milde Beyträge, die holdesten Schmeicheleyen zu sagen; und dafür einige aus ihrem Munde auch für sich zu hören: von dem innern Gehalt und Ruhm einiger ihrer eingesandten Beyträge schimmert allemal doch ein gewisser, und wär's noch so schwacher, Strahl auf ihn zurück, den er nur durch gewisse, in der teutschen Gelehrten-welt sehr weitgetriebene, prismatische Künste (der Celebrität) vielwinklicht zu brechen und lieblich-bunt zu färben wissen darf.

Das so erweckte schlummernde Selbstgefühl wird durch die demüthigen Bitten der Dichter minorum gen-

tium, und insbesondere der aufkeimenden Musen-jüngerlein, bis zum ächten genialischen Stolz geschwellt: und der große Dichter ist vollendet: ein neues großes Licht, das den Tag regieret, culminirt am litterarischen Himmel Germaniens: bis irgend eine kritische Hand das Lichtlein puzt.

The new-blown bubbles of the day:

Auf! Aufgeschaut! Wie bunt das Bläschen spielt!
Auweh! da plazt es! ein Harpyen-hauch
des Kritikers zerweht's!

* * *

Das jüngste Gericht ist, sagen die Theologen, das Ende aller sterblichen Dinge: und

Rezensionen

sind das jüngste Gericht der Schriftsteller, vor welchem sie, wie die Menschen vor jenem moralischen, mit allen ihren Werken erscheinen müssen, und sich entweder in den Himmel des Ruhms gerufen, oder zu dem Reinigungsfeuer der Kritik verurtheilt, oder in die Hölle ewiger Vergessenheit verdammt sehen.

Daher können wir dann auch unsre gründliche Abhandlung nicht schicklicher beschließen, als mit einer, unserer bisherigen Vortragsart würdigen, Anweisung zu rezensiren: eine Gattung von Schriftstellerey, an deren zweckmäßigen Bearbeitung uns um so viel mehr gelegen seyn muß, da sie, durch ein über diese Abhandlung ausgesprochenes „Guilty“! uns selbst sehr verderblich werden, und die herrlichen Früchte unserer wohlgemeinten Bemühungen für die teutsche Litteratur vernichten könnte!

Freilich haben wir den für diese Gattung aufzustellenden Regeln ihre richtige Befolgung sehr schlecht dadurch gesichert, daß wir sie erst am Ende des Werks liefern: indem die Herren Rezensenten meistentheils nur den Anfang der Bücher durchblättern, und daher gerade den Theil unseres Werks, der ihre eigene Kunst betrifft, überschlagen könnten.

Aber da wir einmal diese, über das Ganze der Litteratur sich verbreitende, Abhandlung nicht anders, als mit dem Ende aller litterarischen Dinge schließen konnten: so schmeicheln wir uns, unsern Zweck wenigstens bey denen unter den Herrn Rezensenten nicht zu verfehlen, die von jedem Buch, über dessen Werth oder Unwerth sie vor den Ohren des horchenden Publikums entscheiden, nebst dem Anfang mitunter auch das Ende zu lesen pflegen.

Der Mensch ist ein denkendes Wesen: denken, sagt Kant, ist nichts anders, als urtheilen; urtheilen aber heißt, lateinisch, recensiren.

Demnach ist jeder Mensch ein geborner Rezensent! ein Schluß, bündig gnug, daß ein großer Theil unserer Rezensenten einzig darauf die Anspruchsfähigkeit zu seinem Amt im litterarischen Staate gründet.

Zwar sollte es fast scheinen, daß ein treffendes und gründliches Urtheil über ein Buch allemal gründliche Kenntnis der darin abgehandelten Gegenstände voraussezze: ja daß der Urtheilende gewissermaßen eben so wohl mehr Kenntnisse und Einsichten über diese Gegenstände besizzen müsse, als der Richter den Beklagten an Kenntnis der allgemeinen und besondern Landesgesezze übertreffen muß.

Aber in litterarischen Dingen ist es hierin etwas anders bewandt.

Denn jedes Buch, welches wir lesen, macht uns grade um das Maas der Weisheit seines Verfassers, an Weisheit reicher, und wir sehen uns, außer den uns vorher schon beywohnenden Einsichten, nunmehr noch in dem Besizze der seinigen: unterdes er der unsrigen entbehrt, mithin der ärmere ist.

Billig legt daher jeder Leser eines Buchs dasselbe seinem Verfasser gleichsam auf die Schultern, stellt sich breit auf diese Unterlage hin, und sieht, erhaben, über Buch und Buch-schreiber weg.

Ein warnendes Verfahren für jeden Schriftsteller! indem dieser es nie gnug beherzigen kann, daß er sich durch sein Werk bey jedem Leser desselben eine Ruthe bindet, unter welcher er früher oder später bluten muß.

Die Urtheilskraft, die er durch sein Buch in dem Leser schärfte, die Einsichten, die er erweiterte, die Kenntnisse, mit welchen er ihn bereicherte, werden nun, als eben so viel Waffen, zuerst gegen ihn selbst gebraucht: und man könnte daher einen großen Theil der Schriftsteller gar füglich als subtile Selbstmörder ansehen, die — wie König Saul in der Schlacht mit den Philistern, in ihr eigen Schwert fallen.

Eben hierauf gründet sich dann auch die Geringschäzzung so vieler lesenden Layen gegen die Schriftsteller.

Denn sie betrachten diese als leere Beutel, deren alle Weisheit, vermittelst der Bücher, ausgeleert worden und in ihren (der Leser) Geist übergegangen: unterdes sie ihre eigene Weisheit wohlbedächtig in petto bewahren.

Aus demselben Grunde habe ich immer das Verfahren vieler gelehrten und weisen oder auch gelehrt und

weise seynwollenden Leute den Regeln der feinsten Politik sehr angemessen gefunden, die alles lesen, alles beurtheilen, alles tadeln, und die allgemein-bewundertsten Schriftsteller nie anders, als mit der gemessensten Zurückhaltung loben, oder wenigstens dies Lob mit irgend einer stärkeren oder leiseren Erinnerung an die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge krönen; ohne doch selbst die gelehrte Welt mit einem Werk von ihrer Hand zu beglükken, und diese dadurch in die Tiefen ihres seltenen Geistes blikken zu lassen.

Eben durch eine solche weise Entfernung, in welcher sie ihr Lichtlein zu halten wissen, bringen sie jene, ihnen selbst so glorreiche, Täuschung hervor, daß viele Leute das Sternschnüppchen für den Hesperus halten: wie wohl schon manche funkelnde Lucifer Sternschnuppen wurden, so bald der geheimnisvolle Nebel, in welchem sich die täuschende Perspective bildete, etwas getheilt ward.

Gleich dem Geizigen, der das Gold im Kasten verschließt, und sich mit dem Bewustseyn begnügt, sich viele Genüsse verschaffen zu können, begnügen jene erhabenen All-Richter sich mit der schmeichelhaften Ueberzeugung, alles schreiben, alles vollkommen liefern zu können: eben deswegen, weil sie nichts schreiben.

Grade so schlußgerecht kann man einen Stummen für einen großen Redner halten; deswegen, weil er nie spricht: und einen jeden für reich, der keinen Aufwand macht.

Bey dieser, der menschlichen Natur angebornen, der Eitelkeit so schmeichelnden, und doch so leicht zu befriedigenden, Rezensions-sucht — kann man sich wundern, daß, besonders in ästhetischen Genies-werken, ein jeder das

Ideal der Kunst, (diesen allgemeinen Maasstab des Urtheils) eben so gewis und unfehlbar in seinem kleinen Selbst zu tragen glaubt, als er an seinem Leibe das Maas zu seinem Wamms, an seinem Fuß das Maas zu seinem Schu trägt?

Darf es uns wundern, wenn die Kritiker umsonst sich heiser schreyen: daß ein richtiges Urtheil z. B. über ein Gedicht, ein Lustspiel, ein Trauerspiel, oder auch nur über ein Epigramm oder Triolet, eben so wohl Kenntnisse voraussezze und gewissermaßen erlernt werden müsse, als eine algebraische Formel? und daß die große Loosung aller menschlichen Dinge auch in der ästhetischen Kritik gelte:

Nil sine magno vita labore dedit mortalibus. Hor.

* * *

Wenn andere Nazionen, wenn insbesondere die Franzosen und Engeländer, den Teutschen ehedem Genie abzusprechen, ihnen aber doch Gelehrsamkeit und kalt-richtige Urtheilskraft beyzulegen pflegten: so könnten wir, nachdem etwa ein paarmal fünf Leute unserer Nazion teutsches Genie so über alles verherrlichet haben, daß wir seit dieser Zeit in unserm lieben Vaterlande die Voltaire Schwäzzer, die Montesquieux Schön-blümler, die Rousseaus und Mirabeaus Schiefköpfe nennen, gründliche Gelehrsamkeit und richtige Urtheilskraft uns vorzüglich auch deswegen als eigenthümlichen Geisteskarakter beylegen: weil unsere Litteratur eine so ungeheure Menge kritischer Gerichtsstühle zählt.

Wofern anders nicht irgend ein schlauer Kopf den entgegengesetzten Schluß ziehen, und aus der Menge der

Richter auf die Unbestimmtheit und Unvollständigkeit der Gesezze, aus der großen Anzahl der Vormünder auf die noch viel größere der Unmündigen folgern wollte! ein Schluß, der offenbar nicht auf den Ruhm der Enkel Hermans berechnet ist.

Denn, in unserm lieben Vaterlande vorzüglich, kann kein Buch erscheinen, ohne daß ihm nicht so gleich mehr Rezensenten auflauern und nachbellen, als Hunde den unglücklich-metamorphosirten Actäon verfolgten:

Parphagus et Dorceus, et Oribasus; Arcades omnes:
Nebrophorosque valens, et trux cum Laelape Theron: *)
Hylaeusque fero nuper percussus ab apro, **)
et pedibus Pterelas et naribus utilis Agre: ***)
et Dromus, et Canache, Sticteque et Tigris et Alce.
Labros et Agriodos, et acutae vocis Hylactor, †)
Quosque referre mora est.

Ovid. Metamorph. Libr. III.

So

---

*) Bey dem:

trux cum Laelape Theron:

könnte man allenfalls an zwey berühmte, in gewaltigen Kampf verwikkelte, teutsche Litteratoren denken.

**) Unter diesem

Hylaeus fero nuper percussus ab apro,

mag man füglich die, seit einiger Zeit von einem großen Mann fast zu hart angelassene „Bibliothek der schönen Wissenschaften" verstehen.

***) Die

naribus utilis Agre

könnte die Anecdotenspähende und auskramende Intelligenz- und Anzeigeblätter bedeuten.

†) Eines der allerjüngsten Recensions-institute könnte durch den ihm eigenthümlichen renommistischen klaffenden Ton gar leicht der

acutae vocis Hylactor

seyn.

So wie man in Berlin keine Straße hinunter gehen kann, ohne auf ein paar Laden zu stoßen, mit der erhabenen Ueberschrift: „Königlich-preußische Butterhandlung“: so treffen wir auf den großen Märkten der teutschen Litteratur in jedem Winkel Läden an, mit dem strahlenden Titel: „Hochbetrauter Nazional-Gerichtshof teutscher Litteratur“! und ein neu-angezogener Buchhändler, der seinen Laden unweit dem Büdchen einer Strumpf-wäscherin aufgeschlagen hatte, glaubte denselben nicht glänzender eröffnen zu können, als indem er auf die kleine Flügelthür des Ladens mit goldenen Buchstaben sezzen ließ: „Hier wird auch rezensirt“: grade so wie auf dem Lädchen daneben geschrieben stand: „Hier werden Strümpfe gewaschen.“

In den aller-neuesten Zeiten hat sich so gar ein jedes vernachlässigtste Journal die litterarische Jurisdikzion angemaßt.

Wir kennen z. B. einen Mann, der weder Arzt noch Jurist, weder Theolog noch Philosoph ist, oder jemals war, und der dennoch in seinem Journal über die neuesten Werke in allen diesen und noch mehreren Gattungen mit diktatorischer Zuversicht urtheilend, höchst gründlich den Herren Verfassern Lob und Tadel spendet.

Der wichtigste, allgemein-interessanteste Gegenstand unserer berufenen und unberufenen Rezensenten, in Journalen, und wo ihr sonst wollt, sind die heurigen Musen-allmanache.

Dieser brennende Eifer, diese gelehrte Gründlichkeit, diese heftige Partheylichkeit, womit wir über den Werth von Fingerlangen Mondschein-Liedchen, allerliebsten Trioletchen und einsylbigen Epigrämmchen hin und her entscheiden; und zanken, ob in diesem erotischen Liedchen

mehr empfindelnde Liebe, oder mehr liebende Empfindeley herrsche? ob ein Trioletchen zu viel oder zu wenig Sinn enthalte, als für diese leichte Gattung schicklich? ob das Wasser dieses Epigramms nach etwas oder nach nichts schmecke? herrschet kaum, und nicht einmal kaum, in den großen Nazional-streitigkeiten der Engeländer über die Reform der Repräsentation im Parlament, und über die neuesten Schäden Josephs in der Konstituzion: ein unwidersprechlicher Beweis, um wie viel wir Teutsche die stolzen Britten an wahrer Geistes-kultur übertreffen, sie — die auf ihrer ganzen Insel nicht einen einzigen Musen-allmanach haben, und noch weniger einen rezensiren!

Es sind und bleiben doch die alten,

Toto divisi ab orbe Britanni. Virgil.

die nur Kleinigkeiten interessiren können!

Jeder Verfasser eines Frühlings- oder Mond-liedchens für eine Ephemeride von Flugschrift, glaubt sich eben so zuversichtlich einen Areopagiten teutscher Litteratur, als kurz nach der Hinrichtung Ludwigs XVI, jeder citoyen-cordonnier in Frankreich sich einen König, und mehr als König, wähnete.

In einem spanischen kleinen Städtchen waren einst, sagt man, alle Männer, ein jeder des andern, H**ey, ohne daß es ein einziger von ihnen wuste: (denn ein Fremder, der sich eine Zeitlang in dem Städtchen aufhielt, bemerkte diesen sonderbaren Umstand).

Eben so sind wir in Teutschland einer des andern Rezensent: und alles Drohen mit Rezensionen ist umsonst: denn ein jeder Bedrohte kann den auf ihn geschleuderten Donnerkeil dem Schleuderer mit doppelter Gewalt zurückwerfen.

Zufällige Anmerkung. Den 22. November 1796 schrieb jemand aus ... en..... an einen Freund an dem Ort unseres Aufenthalts; (hier sind die eigenen Worte des Briefstellers.)

„Um Gotteswillen! lassen Sie Ihre Rezension der ....
„.... schen ..... en nicht abdrukken. So leer
„und unbedeutend auch die Sächelchen sind, die ....
„............................ drukken läßt:
„so hat das Männchen doch einen gewaltigen Arm,
„vermittelst seiner Bekanntschaften in G....n, in J...a,
„und an verschiedenen andern Orten. Sie können ver-
„sichert seyn, daß Sie, wenn Sie auf die entfernteste Art
„ihn reizen: (und Ihre, gewissen Rezens. widersprechende
„Kritik würde seiner Eitelkeit eine tiefe Wunde versezzen)
„so werden Sie, mögen Sie schreiben, was Sie wollen,
„nie auf einen grünen Zweig kommen."

Erröthe, teutsche Litteratur! erröthe, daß Dinge der Art auch nur in Privatbriefen gesagt werden können. Die ....e sind deine Vormünder! sind deine furchtbaren Grabeyten! Ihre bloße Namen hält man den Schriftstellern als Schreckbilder, als alles-versteinernde Medusen-köpfe vor. Erröthe, teutsche Litteratur! erröthe! Wenn indessen der ...... Herr ..g.. in der teutschen Litteratur einen gewaltigen Arm haben soll: so wird man es uns wenigstens ansehen, daß uns dieser Arm von Holz, von faulem Holz geschienen: indem wir uns nicht entblödet, an diesen litterarischen Wegweiser mit dem hölzernen Arm zu —en.

Sehet euch nur einmal um in der teutschen Litteraturgeschichte, ob ihr irgend einen berühmtesten oder berühmteren Schriftsteller findet, dem nicht dieses oder jenes Rezensionsinstitut eine mächtige Narbe an die Stirne gebrannt?

a mighty brush:

wie Milton von dem gefallenen Erzengel sich ausdrückt.

Herabwürdigungen von gelehrten Federn, und Ohrfeigen von Weiber-hand, stehen in gleichem Range: und wenn Leute, wie Wieland, Schiller, oder Kant, sich, schwarz auf weis, verläumdet sehen; so sollten sie sagen, wie König David, als ihm Simei fluchte: „Lasset ihn fluchen: der Herr hat's ihn geheissen": und misbilligen jeden Rache-versuch der Kinder Zerujah, die hingehen, und dem Flucher den Kopf abschlagen wollen.

„Handeln die Herren en compagnie?" pflegt immer ein Kaufmann zu fragen, so oft von Lob oder Tadel der Schriftsteller in gelehrten Zeitungen die Rede ist.

Kaufmännische Frage! aber richtig anwendbar auf unsern — orbem litterarium: denn ihre Beantwortung enthält den Schlüssel zu vielen, und mitunter sehr vornehmen, Rezensionen.

Ein äußerst-belehrender Beytrag zur ästhetischen Kritik würde es seyn, herabwürdigenden Tadel und kreischende Lobpreisungen eines und desselben Geisteswerkes in den verschiedenen gelehrten Anzeigen zu sammlen und einander gegenüber zu stellen.

Aus einer solchen Parallele würde man aber zugleich, wenn irgend sonst, lernen können, durch welche Prismen Partheygeist, neidische Tükke, sophistische Künste, mitunter auch Unwissenheit und Einfalt, das gutherzige, leichtgläubige Publikum die Wahrheit sehen lassen, und wie ehrlich sie ihr litterarisches Hammel-vieh leiten.

* *
*

Daß nun eine in unserm lieben teutschen Vaterlande so allgemein und so eifrig getriebene Kunst, die Kunst zu rezensiren nämlich, auch einen hohen Grad der

Vollkommenheit erreicht haben müsse, versteht sich von selbst.

So stolz indessen das Rezensenten-Völkchen zu seyn pflegt: so glauben wir doch nicht, daß sie, die es sich oft zur einzigen Pflicht machen, Anderer Unvollkommenheiten aufzuspähen, (so wie Chirurgen nur bey Wunden ihre Kunst ausüben können) sich überreden sollten, ihre eigene Kunst bis zum Ideal der Kunst selbst vervollkommnet zu haben.

Daher schmeicheln wir uns mit ihrem eigenen Beyfall, wenn wir hier, nach unserm geringen Vermögen, das Ideal eines neu-zu-errichtenden Rezensions-Instituts aufstellen, und es zugleich mit einem Verzeichnis des dabey anzusezzenden Personale begleiten.

Denn das Ideal ist doch immer das Maximum der Kunst; und dieses — muß das Genie zu erreichen streben.

Hier ist also die feierliche Constituzions-Akte unseres Instituts; die wir, wegen ihrer außerordentlichen Wichtigkeit für das Heil der litterarischen Welt, und zum Besten aller künftigen Theilnehmer, so wie es jeder wichtigen Urkunde geziemt, mit ausgezeichneten Charakteren abdrukken lassen wollen.

* * *

Wir ersuchen alle Herren Professoren auf den Universitäten, und alle Vorsteher von Gymnasien, diese Akte an alle Hörsäle und an die Thüren aller Classen-zimmer

anzuheften, damit junge Studenten und Gymnasiasten die Zahl der zu unserer patriotischen Unternehmung erforderlichen Mitarbeiter bald voll machen, und das prophetische Wort der Xeniendichter in Erfüllung gehe:

— daß

sein Exercizium schnell lese gedruckt der Student.

Feierliche

Constituzions = Akte

des

neu zu errichtenden

Rezensenten = Instituts;

nebst

einem vollständigen Verzeichnis des dabey anzustellenden Personale.

Cavil you may, but never criticize. Pope.

Der preiswürdige Zweck unseres Instituts ist folgender.

„Die unmündige Nazion der Teutschen in ihren Urtheilen über Werke der Gelehrsamkeit, des Genies und Geschmacks, sicher und unfehlbar zu leiten, und dadurch jene Einheit und Einförmigkeit des Denkens und Empfindens zu befördern, die als das Höchste der Cultur und Aufklärung eines Volks angesehen werden muß.“

„Gewisse Systeme und gewisse Lehrsäzze, welche entweder die Herren Areopagiten oder ihre Idole erfunden, meistentheils auch nur begünstigen, oder nachbeten, dem gläubigen Publikum als allein-wahr, allein-neu und original anzuempfehlen, und gangbar zu machen, damit der Ruhm dieser Herren desto hellere Strahlen werfe.“

„Den Werken gewisser Schriftsteller, und in einer gewissen Manier, ein ausschließendes Recht auf Geist und Geschmack der öffentlichen Meinung abzugewinnen; und alle diejenigen Schriftsteller, die entweder zu stolz, oder zu sehr Selbstdenker sind, um sich selbst jener Heerde anzu-

fließen, und ihre Ideen in diese Form zu gießen, ... n aller Anspruchsfähigkeit auf Beyfall zurückzudrängen."

„Der billigen Rache beleidigter Autoren, mögen diese Beleidigungen öffentliche litterarische, oder Privat-verhältnisse, z. B. des Ranges, der Pensionen, der Familien so gar, betreffen, uneingeschränkten Spiel-raum zu eröffnen."

„Gewissen Verlegern, die unverschämt oder unbehutsam gnug waren, angebotene, offenbar elende, Werke zurückzuschikken, oder für sehr alltägliche kein ungewöhnliches Honorar zahlen zu wollen, bey der kritischen Anzeige ihrer Verlagsartikel den Stab Wehe fühlen zu lassen, und ihnen dadurch tiefe Ehrfurcht einzuprägen gegen schlechte Autoren, die zugleich Rezensenten sind."

„Eben diesen und einigen andern Schriftstellern, die meistentheils, leider! mehr zu rezensiren, als zu essen haben, durch etwanigen kleinen Geldvorschub der Herren Buchhändler für gute empfehlende Rezensionen, eine menschenfreundliche Unterstüzzung zu verschaffen."

Um alle diese, auf den Ruhm und die ächte Cultur teutscher Nazion einzig-berechneten Zwekke zu erreichen, verbinden sich, als Unternehmer des glorreichen Instituts, zehn teutsche Gelehrten, von ausgeprobter Erfahrung in allen Buchhändler-kniffen, und in jeder Kunst, die Aufmerksamkeit des Publikums jezt zu spannen, jezt

schlau hinzuhalten, und seinen Beutel zu einer unerschöpflichen Fundgrube zu machen.

Der Verleger ist ein junger, unerfahrner, aber wohlbemittelter Mann, der im Stande ist, etwas zu wagen; damit er den auf der Stube entworfenen Projekten der gelehrten Herren Unternehmer, die meistentheils ziemlich idealisch, und kostbar in der Ausführung sind, hinlangen könne. Gelingt's: so halte er das gesteigerte Honorar bereit: oder die Herren Unternehmer werden Selbst-verleger.

Die unverbrüchlichen Gesezze dieses Ideals von Rezensions-Institut sind folgende Sechs:

I. Zuversichtlichkeit des Tons und Diktator-mine sind das erste und wesentlichste Erfordernis eines Rezensenten.

Denn ein Rezensent und der zu beurtheilende Schriftsteller verhalten sich ganz natürlich zu einander, wie Richter und Beklagter: und wären die Schriftsteller ein Wieland, ein Göthe, ein Schiller, ein Garve; Rezensent thront auf seinem aristarchischen Sessel, erhaben über sie; und läßt sie, selbstgefällig, das Schuldig! oder Nicht-Schuldig! seines Mundes vernehmen.

Das in Rezensionen gewöhnliche „Wir" deutet schon auf jenes ober-herrliche und richterliche Ansehen jedes Rezensenten, der, als solcher, in seiner Person alle Gelehrsamkeit des lesenden, und alle Prüfungskraft des denkenden Publikums vereinigt, und der beredte

Repräsentant eines stummen oder wenigstens nicht-redenden Publikums ist, welchem daher auch jedes Wort seines Mundes „Bathkohl" *) seyn muß.

Sollte aber Rezensent, (wie mitunter wohl der Fall seyn könnte) für das eine oder andre Werk gewisser überragenden Geister an seinem eigenen Geist einen zu kleinen Maasstab finden: indem in der That eine gewisse Gattung von Geisteswerken wenigstens ein Drittel so viel Denkkraft zu ihrer gründlichen Beurtheilung zu erfodern scheint, als der Autor bey ihrer Abfassung brauchte: so muß er, statt der gelehrten, jene politische Art, zu urtheilen, wählen, und seine Rezension wie ein Mandat abfassen, das heißt, das Besondere ins Allgemeine verhüllen, das Schwierige überhüpfen, bey dem Leichten verweilen: vor allen andern aber muß er seine eigene Unwissenheit durch enthusiastische Lobpreisungen der Gelehrsamkeit, und den Mangel seiner Urtheilskraft durch Lobpreisungen des philosophischen Scharfsinns des Verfassers zu verdekken suchen.

Denn das Uebrige kann er ganz zuversichtlich von der phlegmatischen Geistlosigkeit des teutschen Publikums erwarten, dem wegen der Infallibilität eines Rezensenten noch nie ein Zweifel in die Seele kam.

---

*) Bathkohl — die Stimme Jehovah's — bey den Hebräern.

Das meiste Vertrauen aber gewinnt bey dem Publikum ein Rezensent, der sich bey Beurtheilung der Werke berühmter Schriftsteller eine hohe Mine zu geben weis. Diese erlangt er nun dadurch: wenn er z. B. bey einem Werk von tiefer Gelehrsamkeit wiederholentlich anmerkt, daß dies und jenes doch noch einer nähern Ausführung bedürfe, ohngeachtet das, was der Verfasser darüber beygebracht, in seiner Art, vortrefflich sey: oder bey einem ächt-philosophischen Produkt, daß der Verfasser sich nicht überall bestimmt gnug erklärt, und einiges wohl auch noch anders angesehen werden könne.

Ein andermal läßt er sich etwas, aber freilich nur wie in dunkler Ferne, entfallen von eigenen ähnlichen Arbeiten, die man noch im Schreibepult bewahre; von fortgesezten, aber noch nicht vollendeten, Untersuchungen über dieselben Gegenstände: von Erläuterungen, Berichtigungen, die das Publikum zu erwarten habe.

Noch ein andermal giebt er den großen Schriftstellern, wie im Vorbeygehen, gewisse Erinnerungen, wie dies und jenes künftig von ihnen verbessert werden könnte, ohne doch weder die Art noch die Mittel einer solchen Verbesserung näher anzuzeigen.

Einem Manne von dieser Mine im Urtheilen traut man, als unfehlbar: jeder Leser der Rezension flüstert dem andern ins Ohr: „Welcher Große Teutschlands wohl ein solches Werk, und mit dieser entschiedenen Ueberlegenheit, rezensirt?“ und jeder ver-

kleinernde oder abschäzzige Ausdruck von verdienstvollen Männern ist hinlänglich gerechtfertiget.

Denn jeder ächt-teutsche Rezensent kann nicht anders als lächeln über die abergläubische Ehrfurcht, mit welcher die brittischen Kritiker in dem Critical und Analytical-Review von ihren so genannten großen Männern der Nazion sprechen; und selbst alsdann noch sprechen, wenn sie offenbare Fehler derselben rügen. Ein solches Benehmen gehört mit zu dem durch die Hofparthey beschleunigten Verfall ächter Britten-freyheit: man kriecht hier vor litterarischen, wie vor politischen Aristokraten!!!

Denn nicht wahr? was sind die Wielande, die Göthen, die Schiller, die Garven, gegen einen zwanzig-jährigen Magister, der zugleich Rezensent ist, und der seine, Göthen-, Schiller-, und Garven-überragende Größe — weisebescheiden, für jezt noch blos in petto behält?

II. Werke, von solchen Verfassern, und in der Form, wie wir sie da, nach einer, den Mitarbeitern künftig zu ertheilenden Instruktion, zu unvermeidlichem Lobe prädestiniren, werden nie anders, als mit den Epitethen „vortrefflich, einzig in ihrer Art, original, Epoche-machend“ angekündiget.

Sollten indessen in einigen derselben unverkennbare Fehler in die Augen springen: so kann man mit gewissen schonenden Wendungen, als z. B. „Freilich ist der Autor sich nicht überall gleich;“ „hier,

dort, könnte er scheinen;“ „künftigen Verbesserungen läßt das Werk allerdings noch Raum“ u. s. f. leicht darauf hinwinken.

Aber lautposauntes Heroldslob ist und bleibt hier der Grundton der Beurtheilung: und im allgemeinen lassen sich ja, ohne Verlust der Wahrheit, viele Dinge loben, die, einzeln betrachtet, starkem Tadel ausgesezzet seyn würden.

Rezensionen, die, ohne sich auf einzelne Zergliederungen einzulassen, von Anfang bis zu Ende von enthusiastischen Lobeserhebungen strömen, gleichen den Ausrufungen der Entzückten, die vor überquillenden Wonnegefühlen und O! und Achs! nicht zu Begriffen kommen können: die aber immer auf den außerordentlichen Werth der Gegenstände schließen lassen, welche diese Entzükkungen hervorbringen.

Und was einmal, schwarz auf weis, dem großen Schaaf, teutsches Publikum genannt, vorgesungen wird, das blökt dies liebe Schaaf dann treulich nach.

Ein großer Theil der kleinen Großmänner und großen Kleinmänner unter den teutschen Schriftstellern ist durch diese und ähnliche Künste zu seiner beneidenswürdigen Celebrität gelangt.

Denn, freilich! wenn man ihre großen Namen in die einzelnen Vokale und Consonanten auflöste; wie würden die nakten Echo's

— vox praetereaque nihil. Ovid.

unserm Spott ausgesezt seyn!

Hilf Himmel! wie würden die Leutchen dastehen, gleich den abgerupften Gänsen! wie würde Fama statt der lobtönenden Trompete aus der stinkenden blasen, die ihr der wizzige Hudibraß giebt!

III. Diejenigen Werke, die, an sich nicht ohne Verdienst, von Verfassern geschrieben oder auch nur von Buchhändlern verlegt sind, welche den Unternehmern oder Mitarbeitern nicht schmeicheln, oder denen man irgend sonst woher nicht wohl will, läßt man, als wären sie gar nicht geschrieben, unerwähnt: in dem festen Vertrauen auf die bedauernswürdige Armuth der teutschen Lese-welt, welche es ihr selten gestattet, ein Buch zu kaufen, dessen Lob noch in keiner Rezension ausgesagt worden.

Selbst bey Werken berühmter Schriftsteller von anerkanntem Verdienst, z. B. Voßens Uebersezzung der Homerischen Werke, Klopstocks grammatische Gespräche u. s. f. kann man sich dieses hartnäkkigen Schweigens mit Vortheil bedienen: indem das zu den Rezensenten gläubig-aufblikkende Publikum sehr richtig schließt, diese seine Vormünder müssen an einem solchen Buch irgend einen wesentlichen Fleck finden, da sie's sonst ihm, als ihrem treugehorsamen Mündel, zu seinem wahren Nuzzen und Frommen so gleich zur Stunde anrühmen würden.

Dagegen muß ein jedes der zum Lobe prädestinirten Bücher, so gleich noch warm aus der Presse, rezensirt, und, wie bey einem neu-

gebornen

gebornen Prinzen, die Jubel-kanonen so gleich gelöst werden, indem der Kleine zum erstenmal diesseits des Mutterleibes Athem schöpft; nach allen vier Winden in die Posaune gestoßen werden.

IV. Da es unstreitig einige Werke von so anerkannten Vorzügen giebt, daß jedes Rezensions-institut, wären Schriftsteller und Verleger auch noch so verhaßt, nothwendig ihrer erwähnen, und mit Lob erwähnen muß: so hat jeder Mitarbeiter hiebey gewisse erprobte Regeln zu befolgen.

Unter manchen andern Regeln, die sich von selbst ergeben, gehört hieher: daß Rezensent das zu beurtheilende Werk durchgängig mit den Augen lese, womit der Opponent eine Disputazion zu lesen pflegt: man ermangelt selten, zu finden, was man eifrig sucht; und Fehler, die man gerne zu sehen wünscht, springen gewis auch bald ins Auge.

An die Fehler, und wären sie auch, in Rücksicht auf die Vollkommenheiten des Werks, noch so unbedeutend, muß er sich, wie die Igel an faules Blut, heften; muß sie in ihrer grellesten Unschicklichkeit darstellen, und den Verfasser mit kritischer Strenge dafür züchtigen.

Wenn Rezensent dann, um die ganz besondere Aufmerksamkeit zu zeigen, mit welcher er das Werk gelesen, einige Fortsezzungen mit der Sichtung dieser Fehler angefüllt; so daß die ganze Rezension nicht so wohl prüfende Beurtheilung, als

ein Errata-Verzeichnis zu seyn scheinen kann: so mag er, um der nie ganz zu verachtenden Stimme des Publikums doch nicht ganz zu widersprechen, am Schluß füglich mit ein paar Worten hinzusezzen, daß das Werk, bey allen diesen Fehlern, seine Vorzüge habe; die aber, ohne jene Fehler, noch viel größer seyn würden: ein (in teutschen Rezensionen sehr gewöhnlicher) Zusaz, den man, wegen seiner gedanken-reichen Synonymität, fast selbst für einen Fehler halten sollte.

Ist dagegen die öffentliche Meinung für irgend einen berühmten Schriftsteller zu unwidersprechlich entschieden; so daß Rezensent ihn wider seinen und seiner Mitarbeiter Willen unvermeidlich loben muß: so befleißige er sich insbesondere einer gewissen negativen Art zu loben, wie man ohngefähr anerkannte Vorzüge seines Feindes zu loben pflegt. Das Vortrefliche nenne er „recht gut"; das Tiefgeschöpfte, „nicht ohne allen Scharfsinn"; das Genialische, „auffallend und lebhaft gesagt": einen edlen, kühnen, kraftvollen Styl, wie z. B. den Styl eines Burke oder Schiller, nenne er „blühend oder Blumen-reich". Denn wenn man gleich mit dem leztern Epithet sehr glücklich die Vorzüge einer Knaben-Schul-Chrie bezeichnet: so ist doch gar nicht abzusehen, warum man nicht originelle Gleichnisse, kühne Metaphern, und jede Art von genialischen Wendungen, mit demselben Namen andeuten sollte. In der Rhetorik gehö-

ren die Vollkommenheiten einer Chrie und die — freilich geprieSneren — einer Burkischen oder Schillerischen Schreibart, in ein und dasselbe Kapitel: de ornanda oratione.

Kurz: in solchen Fällen muß das Lob des Rezensenten entweder Wasser mit Wein, oder Wein mit Wasser scheinen, so daß der Leser an ein gewisses wizziges Wort von Leßing erinnert wird.

Ein Blinder, pflegte dieser zu erzählen, sizt an einer Heerstraße, und bettelt: ein Mensch mit einem Topf voll Suppe geht vorüber, und gießt ihm einen Löffel voll Suppe in die Hand. Der Blinde versezt darauf: Gebt ihr mir was? oder p—t ihr mir was?

So wie es einem ächten Rezensenten ein Leichtes seyn muß, Leser, denen Klopstocks Meßias ein völlig-unbekanntes Werk wäre, zu überreden, daß dies Gedicht eines der genie- und geschmacklosesten Werke der ganzen neuern Litteratur sey: so müßte es sonderbar seyn, wenn es ihm, mit den oben-angezeigten und ähnlichen Kunstgriffen nicht gelingen sollte, sehr gründlich zu beweisen, daß ein Göthe, ein Schiller, ein Garve gar wohl die Leute sind, um —

— etwas nicht ganz schlechtes —

zu liefern.

V. In Hinsicht des Styls braucht es bey einer Rezension keiner besondern Sorgfalt.

Rezensenten-Pflicht besteht mehr im Lesen,

als im Schreiben: auch ist ja ein Rezensent nicht Schriftsteller, sondern nur Richter der Schriftsteller: bey allen gerichtlichen Verfügungen aber wird, wie bekannt, mehr auf die Sache, als auf den Styl gesehen: wenn nur Lob oder Tadel des schriftstellerischen Werks faßlich ausgedrückt ist: so wie es bey dem Ausspruch des Richters am meisten darauf ankömmt, ob der Dieb hängen oder nicht hängen soll?

Allerdings könnte es gewissen Zärtlingen des Geschmacks auffallen, einen Rezensenten in niedrigen Ausdrükken und Wendungen über die Plattheiten eines Schriftstellers spotten, in unkorrekten sich gegen Unkorrektheiten erheben, mit schwülstigen vor Bombast warnen, und mit wässerigten Alltäglichkeiten die Schriftsteller zum originellen Denken und Empfinden ermuntern zu sehen.

Aber selbst einstweilige Sorglosigkeiten im Ausdruck deuten leise auf das tiefere Eindringen des Rezensenten in die Sache, die ihn so ganz erfüllt hatte, daß er, wie man zu sagen pflegt, darüber nicht zu Worten kommen konnte.

Doch muß man den Schein zu auffallender Blößen zu vermeiden suchen.

So — misbilligen wir z. B. den Saz des Rezensenten eines theologischen Werks in einer gewissen — wir glauben es war die Erfurter — Gelehrten-

Anzeige: „daß die Reden Christi offenbar nicht zum Druck bestimmt waren.“

In vielen Fächern der neuen allgemeinen teutschen Bibliothek möchten die Herren Verfasser der Rezensionen, ohne Schaden ihres Ruhms, immerhin etwas mehr Sorgfalt auf Styl und Vortrag verwenden.

VI. Damit endlich das litterarische Publikum nicht Ursache habe, sich über den herrschenden Partheygeist unserer Rezensionen zu beschweren: so soll jeder Schriftsteller und jeder Buchhändler, mit dem wir nicht im Zwiste leben, sich der billigen Erlaubnis erfreuen, über Werke, die mit der zu unserm ausschließenden Lobe prädestinirten Form nicht im Widerspruch stehen, ohne Rücksicht auf ihren innern Gehalt, für Geld und gute Worte, länger oder kürzer empfehlende, mitunter auch lobpreisende Rezensionen zu lesen.

* * *

Wegen der unbeschreiblichen Süßigkeit, über andere Gericht zu hegen, und den Ueberlegenen zu machen, wird es keinem Rezensions-institut, wird es am wenigsten einem so organisirten, wie das unsrige ist, an Mitarbeitern fehlen.

So wie aber gewisse Pflanzen, die überall wachsen, in einem gewissen Boden ganz besonders fortkommen: so giebt es auch gewisse Alter, Bedienun-

gen und anderweitige Verhältnisse, in welchen sich Menschen mit einer schreibenden Rechte insbesondere zu dem Rezensenten-geschäfte eignen.

Gründliche Gelehrte, und alte erfahrne Leute sind — für unser Institut wenigstens — unbrauchbar.

Denn Beyden fehlt, jenen wegen ihrer gründlichen Kenntnisse, die nie aufblähen; diesen wegen der dem Alter und ausgeprüfter Erfahrung eigenthümlichen Bescheidenheit, der diktatorische Ton, das stolze Herabsehen auf alles, was Verdienst heißt, und insbesondere auch jene Gefügigkeit des Geistes, das Große als klein, das Kleine als groß darzustellen. Beyde Gattungen von Leuten müssen daher von unserm Institut auf immer ausgeschlossen bleiben.

Dagegen bringen wir in Anschlag

N. 1. Junge Magistri und Magistrandi, oder, um uns erhabener auszudrükken, Doktores und Doktorandi.

Denn diese Männlein werden von einem gewaltigen pruritus inclarescendi gekizzelt, dem nichts mehr schmeicheln kann, als ein Amt, welches sie zu Gesetzgebern der Litteratur erhebt.

Das litterarische Publikum las, seit ohngefähr zwey Jahren, in den Akten eines der vornehmen Rezensenten-Institute Teutschlands enthusiastische Lobpreisungen der Werklein einiger jungen Schriftsteller:

die Aufmerksamkeit wird gespannt: man ist hoch erfreut ob der wachsenden Größe vaterländischer Litteratur: man kauft, und liest? was denn?

daß man betrogen ist.

Die getäuschte Kenner-welt, (immer ein kleines Häufchen!) die den, allen Rezensionen gefährlichen, Grundsaz hat, jedes Buch nicht nach der Rezension, sondern die Rezension nach dem Buch zu beurtheilen, und in welcher daher Rezensionen über Rezensionen keine Seltenheit sind, bespricht sich untereinander, aus den verschiedensten Gegenden Teutschlands her, über jenes sonderbare, und teutscher Redlichkeit so gar nicht würdige Phänomen: — sie kann es sich nicht erklären. Aber — siehe da! Jünglinge rezensirten Jünglinge! K....er rezensirten K....er. Und schon in der nächsten Leipziger Messe liegt —

„das Meteor,
„das den Orion auslöscht und die Tyndariden“

Ramler.

unter dem Gelächter aller Kenner als — nichtige Sternschnuppe da.

N. 2. Ein großer Theil der Adjunkten und neunzehn- oder zwanzigjährigen Professoren.

Denn Beyde haben ein wesentliches Interesse für jedes neueste System und jede neueste Hutform irgend einer Wissenschaft, wodurch sie

Werke, Verdienst und Ruf ihrer Seniorum schmählern; für welche denn auch so manche ihrer Rezensionen als ein moralisches aqua tofana gelten kann, wodurch sie dieselben früher zu Grabe fördern.

N. 3. Abgesezte Schriftsteller.

Denn diese sind, wie schon Pope gesagt hat, ohngefähr aus denselben Gründen desto bessere Rezensenten, aus welchen Evnuchen die brauchbarsten Hüter der Schönen im Harem sind. Neid und Eifersucht schärfen ganz außerordentlich das Auge für Fehler und Unvollkommenheiten.

N. 4. Gereizte und beleidigte Dichterlein —

Horazens Ausspruch

— genus irritabile vatum —

würde sie allein schon dazu berechtigen.

Die Metaphern ihrer verunglückten Oden, die Stacheln der wizlosen Epigrammen, die rührenden Ausrufe ihrer wässerigten Elegien, können sie in den anzufertigenden Rezensionen als untadelhafte Muster anführen, wie man Oden, Epigramme, und Elegien — nicht machen müsse.

Ueberdem aber werden die beleidigten Dichter sowohl, als die abgesezten Schriftsteller, durch den ihnen eigenthümlichen Ueberflus an Galle zu allen (und noch mehrern) Kunstgriffen ganz natürlich hingeleitet, welche wir den Mitarbeitern des Instituts oben vorzeichneten.

N. 5. Pastoren auf dem Lande, und Clerici in den kleinen Städten.

Denn diese Gattung ist so ganz geeignet, um große Dinge klein, kleine groß zu sehen, und alles, was wahrhaft groß und edel ist, grade so kleinstädtisch zu bekritteln, wie es in den Akten so vieler unserer litterarischen Gerichtshöfe über die Geistesarbeiten einiger der vortrefflichsten Geister unserer und anderer Nazionen, eines Schiller, Rousseau, Burke u. s. f. zu Tage liegt.

Wir wagen es nicht, die in unserm lieben Vaterlande bekannten litterarischen Gerichtshöfe nach ihrer innern und äußern Verfassung gegen dieses Ideal zu halten: denn alsdann dörfte sich vielleicht finden, daß die allgemeine teutsche Litteraturzeitung und die Göttinger Gelehrten-Anzeigen sich von dem Ideal am meisten entfernen: indem beyde, wie bekannt, fast!! durchgängig von Männern bearbeitet werden, die wir, wegen ihrer gründlichen Kenntnisse und eben so weisen, als edlen Bescheidenheit von aller Theilnahme an dem Institut ausschließen müssen. Dagegen ein großer Theil der übrigen schriftstellerischen Gerichtspflegen (doch haben wir sie freilich nicht alle besucht) dem Ideal, obgleich in verschiedenen Weiten, sich merklich nähern: keine derselben aber, bis jezt wenigstens, es ganz erreichet.

Dennoch dörfte an der teutschen Litteratur im Ganzen, besonders in einem gewissen Fach derselben, seit geraumer Zeit schon, das schreckliche Wort des Propheten in Erfüllung gegangen seyn:

„Knaben will ich über sie zu Richtern sezzen, in meinem Zorn".

Denn gewis! wenn das teutsche Publikum den geheimnisvollen Vorhang mancher Rezensenten-Anonymität zurückschlagen könnte: wenn es dann die Leutlein in

persona erblickte, welche nun, wie der Jehovah des Moses, aus dunkeln Wolken hervor, und unter Bliz und Donner, die Orakel-sprüche der Kritik in sein erschrocknes Ohr ertönen lassen: wie würde es erstaunt seyn, Affen zu sehen, wo es Idole anbetete! erstaunt seyn, wie kleine Lichtlein den Tag seines litterarischen Himmels regieren!

So hieß es von einem schon verstorbenen —en, daß er mit weiser Hand einen der größten Staaten der Welt regierte: und wirklich ließ er auch, wie die Schriftsteller dieser Nazion zu rühmen pflegen, die Sonne in seiner ungeheuren Monarchie keinen Tag untergehen. Wer dagegen den großen Welt-Regierer näher kannte, der wußte, daß er, troz dem geschicktesten Handschumacher in ganz —n, die besten ledernen Reit-beinkleider verfertigte.

Grade so sizzen die Herren A. B. C. D. E. F. G. X. Y. Z. in den kritischen Aristarchen-Senaten Teutschlands, deren Akten in X, Y, Z, gedruckt und verlegt werden; und entscheiden infallibel, wie Apoll auf dem Gipfel des Parnaß, über Fehler und Vorzüge der Werke eines Schiller, Göthe, Herder u. s. f. — und sind selbst die Verfasser, oft auch nur die Uebersezzer, von — Werklein, die — niemand nennt, und niemand kennt.

Wenn wir gleich keinesweges leugnen wollen, daß nicht auch Leute, die nie Schriftsteller waren, und es auch nie seyn wollen, sehr gute Rezensenten seyn können: denn dies dünkt uns eben so möglich, als daß unfruchtbare Mütter sehr gute Wartfrauen seyn, und unfruchtbare Bäume als sehr tüchtige Weg-pfähle gebraucht werden können.

* * *

Wir haben unser mühsames, aber gewis hoch-verdienstliches, unendlich-heilsames Geschäft geendet. Eine der wesentlichsten Lükken der teutschen Litteratur ist ausgefüllt! die Leuchte der Schriftsteller glänzt, durch uns aufgestellt, am gelehrten Horizont!

Wir legen die Feder nieder, stolz-froh,

— pertentant gaudia mentem — Virgil.

das vollendet zu haben, was Niemand vor uns auch nur anzugehen gewagt hat.

Die Kuh-haut ist ausgebreitet: geschicktere Hände, als die unsrigen, werden, das hoffen wir, auf dem, von uns nur angedeuteten, Plaz ein Karthago aufführen.

Druckfehler.

Seite XV Zeile 1 der Vorrede lies eigennüzzig statt uneigennüzzig
— 13 — 6 lies vernichte statt vereitele
— 18 — 19 — verknüpfet statt verbinden
— 116 — 18 — Farben statt Farbengebung
— 120 — 8 — sehr oft sich ereignet statt nicht selten geschieht
— 121 — 23 — Quell des Lebens statt Lebensunterhalts
— 154 der Junge Redner, in dem Abschnitt von Predigten, statt der junge Redner, ist kein Druckfehler
— 168 Zeile 31 lies Armen-Büchse statt Armen-Collekte

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible]

[illegible]

Druck[illegible]

[illegible]

[illegible]

500,–
Dez. 85

Förster Buchh.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der allezeit fertige Schriftsteller

Berlin 1797

H.lit.u. 265
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10447964-9
VD18 14629275-001